

KONTINENT DER HOFFNUNG

Überleben in der Stadt

Urbanisierung in Lateinamerika



adveniat

für die Menschen
in Lateinamerika

In der Reihe „Kontinent der Hoffnung“ erschienen bisher unter anderem:



Hoffnung auf eine bessere Zukunft –
Jugend in Lateinamerika
Bestellnummer KH 34



Gerechtigkeit schafft Zukunft –
Friedensarbeit in Lateinamerika
Bestellnummer KH 35



Amazonisches Tiefland – Bedroh-
te Schöpfung – bedrohte Völker
Bestellnummer KH 36



Transformationsprozesse in Latein-
amerika – Festgabe Prälat B. Klaschka
Bestellnummer KH 37



Faire und menschenwürdige Arbeit –
Der Arbeitsmarkt in Lateinamerika
Bestellnummer KH 38



Verantwortung wahrnehmen –
Jugend in Lateinamerika
Bestellnummer KH 39



Verantwortung wahrnehmen –
Nach dem Weltjugendtag in Panama
Bestellnummer KH 40



Den Frieden gestalten –
Alternativen in Lateinamerika
Bestellnummer KH 41



ÜberLeben auf dem Land –
Perspektiven für Lateinamerika
Bestellnummer KH 42

Weitere bisher erschienene Titel aus der Reihe „Kontinent der Hoffnung“:

Karibik – Auf den Spuren des Kolumbus

Guyanas – Das andere Amerika

Guatemala – Zwischen Vergangenheit und Zukunft

Ecuador – Gerechtigkeit für alle

Bolivien – Im Teufelskreis der Armut

Großstädte – Zwischen Wellblech und Beton

Brasilien – Mehr als Fußball und Favela

Mexiko – An der Grenze Lateinamerikas

Die Anden – Unterwegs zwischen Himmel und Erde

Haiti – Der Armut trotzen

KONTINENT DER HOFFNUNG

ÜberLeben in der Stadt
Urbanisierung in Lateinamerika

Inhalt

Zum Geleit	3
Moloch Stadt: Gründe und Folgen der Urbanisierung in Lateinamerika	4
Die ganz alltägliche Sorge um das Überleben	10
Informelles Leben in der Stadt	20
Favela-Pastoral als Herausforderung für die Evangelisierung	26
Oase für Verfolgte in Mexiko-Stadt	32
Aufschrei gegen den Femizid	40
Es gibt immer einen Weg zurück	48
Von Zitadellen und anderen Fürstentümern	54
Der Weg ins Trockene	62
Die Stadt war schon immer die Heimat indigener Gruppen	68
Unverbesserliche Machos in Mexiko?	78
„Für viele Menschen in den Städten ist das Leben auf Stoß genäht“	84
Lesehinweise zum Thema	88
Impressum, Autoren	89

Zum Geleit

ÜberLeben in der Stadt – Urbanisierung in Lateinamerika

Acht von zehn Menschen leben in Lateinamerika und der Karibik in Städten. Nur noch jeder fünfte lebt auf dem Land. Die Verstädterung des Kontinents hält an. Zwar scheinen die Städte vielen Menschen in den ländlichen Regionen immer noch ein Versprechen auf eine bessere Zukunft zu sein. Doch die Landflucht hat längst nachgelassen, die Städte wachsen von innen heraus.

In den Städten treffen Tradition und Moderne, Globalität und Regionalität aufeinander. Das Leben ist komplex geworden, und zwischen denen, die dieses Leben meistern können, und denen, die aus der modernen Stadtgesellschaft gleichsam ausgeschlossen werden, wächst die Kluft. Die Bischöfe Lateinamerikas und der Karibik hatten bereits bei ihrer Generalversammlung im brasilianischen Aparecida im Jahr 2007 geschrieben, die Ausgeschlossenen seien nicht nur „Ausgebeutete“, sondern würden wie „Überflüssige“ und „menschlicher Abfall“ behandelt (DA 65).

Um dies zu verändern, will die Kirche in Lateinamerika den Menschen in den Mittelpunkt auch des wirtschaftlichen Handelns rücken. Zudem brauche es angesichts einer multikulturellen Realität in den Städten mehr Inkulturation, heißt es im Vorbereitungsdocument auf die Erste Kirchliche Versammlung Lateinamerikas und der Karibik im November 2021 in Mexiko.

Wie sehr die Corona-Pandemie die Lage der Armen und an die Ränder der Städte Gedrängten noch weiter verschlechtert hat, wurde im Rahmen der Recherchen für dieses Heft „ÜberLeben in der Stadt“ aus der Adveniat-Reihe „Kontinent der Hoffnung“ deutlich. Sie mussten in den von Lockdowns und Abstandsregeln geprägten Städten durchgeführt werden und zeigten: Vor allem die Menschen, die im informellen Bereich leben und arbeiten, sind von den Auswir-



kungen der Pandemie betroffen. Nach dem Virus kam in allzu vielen Fällen der Hunger. Zudem gab es mehr Fälle häuslicher Gewalt, die Zahl der Obdachlosen stieg deutlich an.

Fachleute aus Deutschland und Lateinamerika analysieren in den Beiträgen in diesem Heft die Situation in den Städten. Fotoreportagen geben konkrete Beispiele – auch dafür, wie das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat gemeinsam mit der Kirche vor Ort den Menschen in den Städten hilft, die Ausgrenzung zu überwinden.

Adveniat möchte mit dieser Ausgabe der Reihe „Kontinent der Hoffnung“ dazu beitragen, dass viele Menschen von der Situation in den Städten Lateinamerikas erfahren und solidarisch mit ihren Schwestern und Brüdern teilen, damit ein menschenwürdiges ÜberLeben in der Stadt für alle möglich ist.

Viel Freude beim Lesen wünscht Ihnen

P. Martin Maier SJ

Pater Martin Maier SJ
Adveniat-Hauptgeschäftsführer

Abbildung oben:

Pater Martin Maier SJ.

Abbildung Titelseite:

Obdachloser im Stadtzentrum von Concepción, Chile.

Moloch Stadt: Gründe und Folgen der Urbanisierung in Lateinamerika

Wie kann dem anhaltenden Wachstum der Städte begegnet werden?

Von Christian Frevel

Vier von fünf Menschen in Lateinamerika und der Karibik leben heute in Städten. Die allermeisten von ihnen in Großstädten mit mehr als 100.000 Einwohnern. Doch die Zeit des massiven Wachstums der Städte, die zum explosionsartigen Anwachsen der Megacitys zum Ende des 20. Jahrhunderts führte, ist vorbei. Die Stadt von heute, der Moloch Stadt in Lateinamerika, kämpft mit anderen Problemen: zu wenig Arbeit, zu wenig Wohnraum, mangelnde Infrastruktur – und eine wachsende Kluft zwischen Reich und Arm.

Es sind die Menschen, die sich benachteiligt fühlen. Sie sind es, die in den Großstädten Lateinamerikas auf die Straße gehen. In Rio de Janeiro demonstrieren sie lautstark gegen Übergriffe durch bewaffnete Polizisten: „Keine Kugeln, kein Covid! Die schwarze Bevölkerung will leben!“ Es ist der Protest gegen eine der blutigsten Polizeiaktionen in Rio de Janeiro: 28 Tote, die meisten von ihnen Afrobrasilianer, gehörten zu den Opfern einer „Razzia“ im Armenviertel Jacarezinho. Mehr als 60.000 Menschen leben in dieser nur 40 Hektar großen Favela, die nur rund drei Kilometer nordöstlich des berühmten Maracanã-Fußballstadions liegt.

In Mexiko-Stadt sind es die Frauen, die auf die Straße gehen. Tausende zumeist in Schwarz gekleidete Frauen skandieren: „*Ni una menos* – nicht eine weniger!“, und protestieren damit gegen die anhaltende Gewalt gegen Frauen und die hohe Zahl von *femicidos*, Morden an Frauen: Täglich werden zehn Frauen in Mexiko ermordet.

In Chile demonstrieren hunderttausende vor allem junge Menschen gegen kaum mehr erschwingliche Kosten für Bildung, Transport und Miete. Sie forderten – erfolgreich – eine neue Verfassung: Die alte stammte noch aus der Zeit der Pinochet-Diktatur. In den Städten Lateinamerikas melden sich die

Ausgegrenzten, die Benachteiligten massiv zu Wort. Sie wollen es nicht mehr hinnehmen, dass Eliten bestimmen, wie die Chancen und Reichtümer, die die Städte bieten, verteilt werden. „Man nannte sie *marginale Elemente* – tatsächlich aber wurden sie durch systematische Stigmatisierung und Ausgrenzung aktiv marginalisiert“, urteilt die US-amerikanische Gründerin des Megacity-Projektes, Janice Perlman¹. Eine Chance der Politik bestehe darin, zu sehen, wie sich begrenzte Haushaltsmittel und begrenzte Naturressourcen mit dem Überfluss an menschlichen Talenten zu einem positiven Kreislauf verbinden ließen.

Doch die allermeisten Regierungen und die lokalen Administrationen in den Ländern Lateinamerikas und der Karibik versagen bei dieser Herkulesaufgabe. Dabei wird sie dringlicher, je mehr Zeit vergeht. Zwar ist das massive Wachstum der Megastädte in Lateinamerika durch den massenhaften Zuzug von Arbeitssuchenden aus den ländlichen Regionen abgebremst, doch inzwischen wachsen die Städte „von innen heraus“. Die Bevölkerung in Lateinamerika und der Karibik wächst an den Rändern der Großstädte. Sie wächst dort, wo Barackensiedlungen, *Favelas*, *Barrios* oder *Villas juvenes* neu entstehen. Die Menschen wachsen hinein in informelle Strukturen. Dies sehen manche Forschende, vor allem aber auch Vertreter der Wirtschaft, nicht als Problem, sondern als Lösung für das Bevölkerungswachstum an. Denn nur so könnten Arbeitskräfte in der Stadt flexibel genug verfügbar sein.²

Beispiel Mexiko-Stadt: Die mit 19 Millionen Einwohnern (Großraum) zweitgrößte Stadt der Welt erlebte ihr größtes Wachstum in



den 1960er und 1970er Jahren. Binnen zwanzig Jahren wuchs die Einwohnerzahl von drei auf neun Millionen. Als die umliegenden Städte durch Wachstum ebenfalls anwuchsen, verschwanden die Abstände zu Mexiko-Stadt und der Ballungsraum *Mexico D.F.* entstand. Die Menschen aus den ländlichen Regionen „eroberten“ nicht bebaute Flächen. Invasionen auf ungenutzte Flächen ließen – in den allermeisten Fällen planlos – Armensiedlungen entstehen. Die unstrukturierte und zumeist ungenehmigte Besiedlung nötigte auch den Menschen, die sich dort niederließen, Opfer ab. Ohne Trinkwasser- und Abwasserversorgung, ohne Infrastruktur wie Schulen, Kindergärten, Gesundheitsversorgung wuchsen einfache Hütten, oft aus Kartonagen und Brettern, wie Pilze aus dem Boden. Die fehlende Stromversorgung wurde durch illegales „Anzapfen“ von Leitungen umgangen. Noch immer sollen mindestens zehn Prozent der Stromanschlüsse in den Armenvierteln ihre elektrische Energie illegal beziehen. Mit *diábolos*, Eisenzangen, werden die Leitungen angezapft und die Energie umgeleitet. Während sich die Probleme beim Strom mit besseren Leitungen und Stromzählern noch relativ leicht lösen lassen, sieht es beim Trinkwasser anders aus. In den Armensiedlungen von Mexiko-Stadt wurden für die Trinkwasserversorgung Brunnen gegraben, und auch die städtische Wasserversorgung griff auf das Grundwasser zurück. Die Folge: Wasser muss aus immer entfernter liegenden Regionen herbeigepumpt werden, und aufgrund des sinkenden Grundwasserspiegels ist auch Mexiko-Stadt abgesunken. Mit teilweise schweren Folgen für Bauwerke wie die historische

Kathedrale, die aufwändig saniert werden musste. Etwa die Hälfte der Wohnungen im Ballungsraum Mexiko-Stadt sind illegale, meist jedoch geduldete Häuser, die zumeist in Eigenleistung errichtet wurden. Das Erdbeben von 1985, bei dem 9.500 Menschen starben und 30.000 obdachlos wurden, zeigte die Probleme dieser Bauten, die zumeist ohne statische Überprüfung errichtet wurden. Es gibt aber auch positive Beispiele: Nezahualcoyotl, im Osten von Mexiko-Stadt, kurz „Nezo“ genannt, galt um 1980 als größtes Armenviertel Lateinamerikas. Heute leben hier rund zwei Millionen Menschen, und die Stadt hat sich zum Guten verändert. Die Metrolinie B führt vom Zentrum bis nach Nezo, und auch wenn die Stadt im Ballungsraum der Metropole Mexiko immer noch zu den ärmsten Städten Lateinamerikas zählt: Ein Elendsviertel ist sie nicht mehr. Viele Einwohner leben in einer der *colonias populares*, Selbstbausiedlungen, in denen die Häuser auf extrem kleinen Flächen wie auf einem

Abbildung Seite 5:

Jugendliche demonstrieren in Santiago de Chile für eine bessere und bezahlbare Bildung für alle. Die Polizei setzt Wasserwerfer und Tränengas gegen die Demonstranten ein.

Schachbrett eng beieinander liegen. Der Vorteil: Die Bewohner verfügen über Wasser- und Stromanschluss, haben Schulen und Gesundheitsversorgung in der Nähe.

Doch auch die *colonias populares* haben die anhaltende Wohnungsnot in den Städten nicht beseitigen können. Derzeit geht man davon aus, dass zum Beispiel in Mexiko-Stadt Bedarf an ungefähr einer Million Wohnungen besteht. Für São Paulo geht man von einem Wohnungsdefizit von 3,9 Millionen Einheiten aus. Die Wohnungen auf herkömmliche Weise zu bekommen, gelingt nur den Angehörigen der oberen Mittel- und der Oberschicht, die übrigen müssen andere Wege finden. Dieser Kampf um die wichtigsten Lebensbedürfnisse findet auf verschiedenen Ebenen statt. Vor allem geht es darum, ein Grundstück zu bekommen, um bauen zu können. Eine Möglichkeit besteht darin, nicht bebautes Terrain zu besetzen, um dadurch die Besitzrechte für das Grundstück einzufordern. Dies bedarf jedoch einer hohen Form von Organisation und viel Erfahrung in der Koordinierung von Besetzung, Druck, Widerstand, Verhandlung. Darüber hinaus muss aber auch eine Grundinfrastruktur im Bereich Wohnen eingefordert werden: Drainage für Abwasser, Asphalt, öffentlicher Personennahverkehr, Marktgebäude, Schulen usw. In São Paulo entsteht jeden Monat ein neuer Slum. Dort leben mehr als drei Millionen Menschen unter unwürdigen Bedingungen; nur 3,4 Prozent der Bewohner São Paulos wohnen auf europäischem Niveau.³ Extreme Wohnsituationen finden sich in den brasilianischen Megastädten. Neben den Favelas „wohnen“ Menschen in *Cortiços*, das sind heruntergekommene und oft baufällige Mietshäuser. In der Regel gibt es keine eigene Küche, kein eigenes Bad, keinen eigenen Wasseranschluss. In jedem Zimmer von 8 bis 15 Quadratmetern leben etwa drei Menschen, zum Teil in Schichten zwischen Tag und Nacht.⁴

Wie in Mexiko haben die meisten Städte Lateinamerikas versucht, in den vergangenen zwei Jahrzehnten durch spezielle Schnellbusse und Metrolinien des wachsenden Verkehrs Herr zu werden. Denn immer noch zieht es vor allem die Armen tagsüber in die Innenstädte, wo sie im informellen Bereich zum Beispiel als Straßenhändler Geld verdienen können.

Das Problem der innerstädtischen Mobilität war daher eines der zentralen Themen der UN-Konferenz Habitat III (2016) in Quito⁵.

In der Schlusserklärung verpflichteten sich die Länder auf eine „freizugängliche städtische Mobilität für alle“.

In Mexiko hat sich das massive Bevölkerungswachstum aus der Hauptstadt vor allem in die im Norden gelegenen Metropolen verlagert. Mexiko-Stadt wächst seit Anfang des neuen Jahrtausends „nur noch“ um 1,27 Prozent. Aber auch das bedeutet jährlich 240.000 Menschen mehr im Großraum Mexiko-Stadt.

Zu wenig Trinkwasser, marode oder nicht ausreichende Abwasserentsorgung, chaotische Verkehrs-Infrastruktur: All das hat auch ökologische Folgen. Ohne eine wirksame Armutsbekämpfung, ohne dauerhafte Investitionen in Bildung und Infrastruktur, werden sich diese Probleme nicht beheben lassen. Zumal die Städte mit dem Wachstum an ihre Grenzen geraten. Die Wasserversorgung bereitet inzwischen nicht nur Mexiko-Stadt Probleme. Auch die brasilianische Metropole São Paulo muss das Wasser zur Versorgung der 22 Millionen Menschen, die im Ballungsraum der Metropole leben, von weit her antransportieren. Doch 2015 waren auch die Vorräte in den großen Stauseen im Landesinneren nahezu aufgebraucht. Trinkwasser wurde rationiert, der Erzbischof von São Paulo, Kardinal Odilo Scherer, zog an der Spitze einer Bittprozession um Regen durch die Häuserschluchten der großen Avenidas der Stadt. Zwei Tage später kam der Regen. Doch die Gefahr der Wasserknappheit ist immanent in den großen Städten Lateinamerikas. Besonders auch in der peruanischen Hauptstadt Lima, wo es so gut wie nie regnet. Die Menschen in den Armenvierteln in den Außenbezirken der Stadt müssen ihr Trinkwasser von Tankwagen kaufen. Der Preis für das kostbare Nass ist fast zehnmals höher als für das Wasser, das die reicheren Menschen in der Stadt aus der Leitung erhalten.

Die UN sehen in der Verstädterung vor allem Chancen

Für die Vereinten Nationen ist die anhaltende Verstädterung nicht nur in Lateinamerika der einzige Weg, dem Bevölkerungswachstum zu begegnen. Je mehr sich die Bevölkerung in den Städten konzentriert, umso einfacher sei es, den ökologischen Einfluss der Menschen auf die Schöpfung zu reduzieren und Infrastrukturen umweltfreundlicher zu gestalten. John Wilmoth, Leiter der Abteilung für Bevölkerung bei den Vereinten Nationen, betont zudem: „Die urbane Bevölkerung hat einen besseren Zugang zu Gesundheitsversorgung und Bildung.“ Die Konzentration der Bevölkerung auf wenige Ballungsräume gebe Platz frei für die landwirtschaftliche Nutzung, die aufgrund besserer Technologien die Ernährungs-

„Der Glaube lehrt uns, dass Gott in der Stadt lebt, inmitten ihrer Freuden, Sehnsüchte und Hoffnungen, aber auch in ihrem Schmerz und ihrem Leid. Die Schatten, von denen das tägliche Leben der Städte geprägt ist, [...] können uns nicht daran hindern, den Gott des Lebens auch im städtischen Umfeld zu suchen und zu betrachten.“

Schlussdokument der Generalversammlung von Aparecida (2007), 514

sicherheit der Menschen gewährleisten könne.

Doch der Zugang zu Gesundheitsversorgung, Bildung, Arbeit und vor allem auch der Grundversorgung mit Trinkwasser und Abwasserentsorgung ist für viele Menschen nur eingeschränkt verfügbar. Während an den Stadträndern die Armensiedlungen wachsen, werden in der Stadt besondere Bereiche – quasi wie Festungen – für Wohlhabende errichtet. Ganze Wohnviertel mit besonderen Zugangsbeschränkungen (*gated communities*) erfreuen sich wachsender Nachfrage. Während in den Armenvierteln die Gewaltquote ansteigt und dort die Drogen- und Diebesbanden Unterschlupf suchen und finden, schotten sich die Wohlhabenden hinter hohen, stacheldrahtbewehrten Mauern und gesicherten Einfahrten gegen den Rest der Stadt ab. Die Umweltprobleme (Luft, Wasser) teilen sich die Reichen jedoch mit den Armen.

Die soziale Segregation führt nicht nur zu großen sozialen und wirtschaftlichen Kluften, sondern auch zur Entstehung von Parallelgesellschaften. Insbesondere Jugendliche in den Armenvierteln entwickeln ihre eigene Sprache und Kultur, zu der auch pseudoreligiöse Elemente gehören. So verehren vor allem jüngere Menschen in Mexiko und Mittelamerika die *Santa Muerte*, die sie als Mittlerin zu den Verstorbenen ansehen.

Die soziale Segregation verfestigt in Lateinamerika die Ausgrenzungen aufgrund der ethnischen Zugehörigkeit. Menschen afroamerikanischer oder indigener Herkunft, aber auch Migranten aus anderen Ländern werden benachteiligt und ausgegrenzt. 46,7 Prozent aller Indigenen in Lateinamerika gelten als arm, 17,3 Prozent

als extrem arm. 25,8 Prozent aller Afroamerikaner in Lateinamerika gelten als arm, 7,8 Prozent als extrem arm.⁶ Die kritische Situation dieser Gruppen wurde durch die COVID-19-Pandemie nochmals verstärkt. Dies hat auch zu mehr Obdachlosigkeit geführt, weil Menschen aufgrund fehlender Einkommensmöglichkeiten die Miete für ihre Wohnung nicht mehr bezahlen konnten. Die Zahl der Obdachlosen in der brasilianischen Metropole São Paulo war seit 1992 bereits um 500 Prozent von etwa 5.000 auf 24.344 Personen gewachsen. Durch die Folgen der Pandemie erhöhte sich diese Zahl auf 33.292 Personen – ein weiterer Anstieg um 66 Prozent.⁷

Herausforderung Stadtpastoral

Während die sozialen Herausforderungen steigen, verliert die katholische Kirche insbesondere in den Städten immer mehr an Boden. Den evangelikalen Gruppen und den Pfingstkirchen gelingt es einfacher und schneller, in den neu entstehenden Vierteln Räume für Gottesdienste einzurichten. „Garagenkirchen“ nennen die Mittelamerikaner diese Gottesdiensträume, weil sie oftmals Garagen für ihre Treffen nutzen, in denen einfache, weiße Plastikstühle aufgestellt werden. Personal für die Verkündigung

ist schnell verfügbar: Während die Ausbildung eines katholischen Priesters zwischen 7 und 10 Jahren dauert, werden die Pastoren mancher evangelikalen Gemeinschaft in vierwöchigen Schnellkursen auf ihre Aufgabe vorbereitet.

Die kirchlichen Basisgemeinden als Antwort der katholischen Kirche in Lateinamerika und der Karibik auf die pastorale Not spielen längst nicht mehr die Rolle wie noch in den 1980er Jahren. Von konservativeren Bischöfen argwöhnisch beobachtet und manchmal auch ausgegrenzt, sind die Basisgemeinden heute nicht mehr die Gruppierungen, die dort entstehen, wo neue Siedlungen (und mit ihnen die sozialen Probleme) wachsen. Stattdessen hat die Kirche die Stadtpastoral und die Sorge um die Menschen an den Rändern der Städte als wichtige Aufgabe für die Pfarreien beschrieben.

Schon die Fünfte Generalversammlung der Bischöfe Lateinamerikas und der Karibik in Aparecida im Jahr 2007 hat die Stadt als „Zeichen der Zeit“ wahrgenommen. Die Kirche, so schrieben die Bischöfe im Abschlussdokument der Generalversammlung, müsse sich in den Dienst aller Menschen und ihrer Menschwerdung stellen, vor allem der Armen und Ausgeschlossenen mit ihren Freuden und Hoffnungen, mit ihrer Trauer und ihren Nöten. Der Blick auf die Städte wurde in Aparecida mit klaren Handlungsanweisungen verbunden. Es wurde von „einer neuen Stadtpastoral“ gesprochen, die vor allem auch Hauskirchen, Bibelkreise und kleine christliche Gemeinschaften als wichtige Elemente einer Kirche vor Ort beschreibt.

Die Erste Kirchliche Versammlung Lateinamerikas und der Karibik im Jahr 2021 in Mexiko greift die Beschlüsse von Aparecida auf. „Vierzehn Jahre nach Aparecida können wir beobachten, dass in den Städten unserer Region verschiedenartige und oft antagonistische Kulturen mehr und mehr aufeinandertreffen“, heißt es im Vorbereitungsdokument der Versammlung. „Die Schritte, die bei der Erkundung neuer Wege in der Stadtpastoral bereits unternommen wurden, die Erfahrungen und pastoralen Einsichten, die gewonnen werden, sollten breiter gestreut werden, um sich gegenseitig zu inspirieren und in der Erkenntnis der pastoralen Lage in der Stadt voneinander zu lernen.“⁸

Anmerkungen

- 1 Janice Perlman: Urbanisierung, Megastädte und informelle Siedlungen. <http://www.bpb.de/apuz/183456/urbanisierung-megastaedte-und-informelle-siedlungen>.
- 2 Ebd.
- 3 Zur Beschreibung der Wohnsituation an der Peripherie vgl. auch Augel, Johannes (Hg.): Leben in Armut. Überlebensstrategien in brasilianischen Elendsvierteln. Mettingen 1985. (= Aspekte der Brasilienkunde. 8.) In zwei Generationen kann aus einer Favela eine Stadt werden. Die nach dem Baukastenprinzip errichteten Häuser werden nach und nach von der Hütte über das Hof- und „Clanhaus“ zum mehrstöckigen Stadthaus mit Laden und Balkon erweitert. Vgl. Guratzsch, Dankwart: Slums heißen jetzt „spontane Siedlungen“. Wie Planer versuchen, das Wachstum der Megastädte in der Dritten Welt zu gestalten. In: Die Welt. 25.7.2002.
- 4 Vgl. Brigitte Saviano, Gott wohnt in der Stadt. Vortrag für Adveniat, 2009. Nicht-veröffentlichtes Manuskript.
- 5 In der Schlusserklärung der Habitat-III-Konferenz heißt es: „Die Städte und menschlichen Siedlungen, die unserer Vision entsprechen, [...] fördern alters- und geschlechtergerechte Planungsprozesse und Investitionen zugunsten einer nachhaltigen, sicheren und frei zugänglichen städtischen Mobilität für alle und zugunsten ressourceneffizienter Personen- und Gütertransportsysteme und schaffen so wirksame Verbindungen zwischen Menschen, Orten, Gütern, Dienstleistungen und wirtschaftlichen Chancen.“ Neue Urbane Agenda, 13 (f). <https://habitat3.org/the-new-urban-agenda>.
- 6 Panorama Social de América Latina 2020. Hg. von der Comisión Económica para América Latina y el Caribe (CEPAL) der Vereinten Nationen. Santiago de Chile, 2021, S. 61f.
- 7 Angaben der Präfektur von São Paulo. Zitiert nach <https://www1.folha.uol.com.br/poder/2020/10/alta-de-moradores-de-rua-apos-pandemia-exigira-resposta-de-prefeito-de-sp-em-diversas-areas.shtml>.
- 8 Vorbereitungsdokument zur Ersten Kirchlichen Versammlung Lateinamerikas und der Karibik, 27. Deutsche Übersetzung. Hg. von Adveniat und Misereor, 2021.

Abbildung Seite 9:

Schuhputzer in der Innenstadt von Santiago de Chile. Fast die Hälfte der Menschen in Lateinamerika arbeitet im „informellen Sektor“.





Die ganz alltägliche Sorge um das Überleben

Rossmary und Jesús flüchteten aus Venezuela in die brasilianische Amazonasmetropole Manaus
Von Philipp Lichterbeck (Text) und Florian Kopp (Fotos)

Mitten in der Nacht steht das junge Paar auf und macht sich fertig für die Arbeit. An normalen Tagen würde Jesús Parra jetzt Limonen, Mangos und Avocados in seinen Handwagen schichten. Aber was ist schon normal in diesen Tagen?

Jesús hat auch die letzten Tage kein Geld verdient, um die Früchte zu besorgen, die er auf der Straße weiterverkaufen könnte. Wieder ein Tag, an dem er

Abbildungen Seite 10 und 11:

Jesús Parra (28) und Rossmary Gallardo (22) sind mit ihren beiden Kindern aus Venezuela geflohen und suchen in Manaus nach neuen Perspektiven. Sie verkaufen auf der Straße getrocknete Früchte und Kaffee.

nur abgepackte Bananenchips in den Karren legen kann. Rossmary Gallardo kocht Kaffee auf, gibt viel Zucker hinein und füllt das heiße Getränk in mehrere Thermoskannen ab.

Dann wecken die beiden Venezolaner ihre Kinder, die fünfjährige Jessmary und den einjährigen Keyler. Es ist kurz nach zwei Uhr in Manaus, der brasilianischen Millionenstadt im Amazonasbecken. Gemeinsam zieht die junge Familie hinaus in die Dunkelheit. Hinaus in eine Stadt, die immer noch neu für sie ist, deren Sprache sie kaum sprechen und deren Regeln sie noch nicht verstehen.



Doch dies ist immer noch besser als das derzeitige Leben in ihrer Heimat Venezuela.

Das Ziel der jungen Familie ist der große Markt am Ufer des Amazonas, der schon mit den ersten Morgenstunden zu Leben erwacht. Es gibt hier mehrere Markthallen, die größte nennt sich „Manaus Moderna“, obwohl hier schon seit Jahren nichts mehr modernisiert, gestrichen oder erneuert wurde. Der Markt ist der Umschlagplatz für alles, was Amazonien zu bieten hat: Fische und Fleisch, Tonnen an Bananen und Wassermelonen, regionale Früchte wie Cupuaçu, Açaí und Pupunha, lebende Hühner, Paranüsse und Cashewkerne, Kräuterelixiere, die Gesundheit und Potenz versprechen, und indigenes Kunsthandwerk. Nicht nur in den Hallen wird gehandelt, weil diese mittlerweile aus allen Nähten

platzen, sondern auch in den umliegenden Straßen, wo es Hunderte Verkaufsstände und Geschäfte gibt.

Zwischen den lautstark ihre Waren anpreisenden Verkäufern, den Händlern, auf der Suche nach einem guten Geschäft, und den Trägern mit Zentnerlasten auf Rücken und Kopf bahnen sich die 22-jährige Rossmary und der 28-jährige Jesús ihren Weg, immer in der Hoffnung, dass jemand einen Kaffee für einen Real (umgerechnet etwa 15 Eurocent) bei Rossmary bestellen oder bei Jesús ein Tütchen mit den frittierten Bananenchips kaufen möge.

An strategisch günstigen Ecken bleiben die beiden länger stehen, setzen sich auf den Bordstein, um auszuruhen und mit anderen venezolanischen Verkäufern zu plaudern. Immer dabei sind die Kinder, Jessmary und Keyler, die sich nicht beklagen, sondern aushalten: auf dem Arm der Mutter, an der Hand des Vaters oder schlafend im Karren von Jesús.

40 Millionen Menschen arbeiten im „informellen Sektor“

Abbildung Seite 12:

Rossmary Gallardo mit ihrer Tochter im Markt von Manaus. Sie kauft Früchte ein, die sie trocknet und weiterverkauft.

Abbildung Seite 13:

Im Hafen von Manaus am Amazonas: Mit den Schiffen kommen auch Tausende Flüchtlinge in die Stadt.

Menschen wie Jesús Parra und Rossmary Gallardo, die sich im informellen Sektor durchschlagen – also auf eigene Faust und Rechnung und ohne soziale Absicherung arbeiten –, gibt es Zehntausende in Manaus. In ganz Brasilien sind es laut Statistikinstitut IBGE rund 40 Millionen Menschen, etwa 42 Prozent der arbeitenden Bevölkerung. Dementsprechend groß ist die Konkurrenz. Jesús



und Rossmary machen eine Pause, um den Kindern etwas zu trinken zu geben. „Die meisten venezolanischen Flüchtlinge in Manaus verkaufen wie wir etwas auf der Straße“, sagt Jesús. „Aber was bleibt uns auch anderes übrig. Wir haben nicht viele Optionen.“ Die Corona-Pandemie erschwerte diese ohnehin nicht einfache Situation. Manaus wurde am Anfang der Pandemie und zu Beginn der zweiten Welle besonders hart getroffen. Die Intensivstationen der Hospitäler waren überbelegt, es gab nicht ausreichend klinischen Sauerstoff, die Menschen erstickten im Krankenbett oder Zuhause im Beisein verzweifelter Angehöriger. Es waren dramatische Bilder, die aus Manaus um die Welt gingen, die Stadt wurde zum Symbol für das Missmanagement der Pandemie durch Brasiliens Regierung unter dem ultrarechten Präsidenten Jair Bolsonaro. Rund 9.000 Menschen starben allein in Manaus laut offiziellen Zahlen an COVID-19. Jesús Parra erinnert sich an die schlimmsten Pandemie-Tage, als kaum noch jemand auf der Straße war. „Wir haben uns auch nicht vor die Tür getraut“, berichtet er. „Aber wir müssen ja arbeiten, weil wir sonst nichts zu essen haben. Wir hatten Angst davor, Hunger zu leiden.“ Obwohl das Virus nicht verschwunden ist, hat sich das Leben in Manaus wieder einigermaßen normalisiert. Wenn die Menschen auf dem Markt keine Masken tragen würden, käme man nicht auf die Idee, dass etwas anders ist als sonst. Jesús und Rossmary haben nicht nur mit der Informalität zu

kämpfen, sondern auch mit all den Problemen, die das Leben in einem neuen Land mit sich bringt. Sie sind zwei von rund 260.000 venezolanischen Flüchtlingen, die derzeit in Brasilien leben, davon etwa 20.000 in Manaus. In der Stadt gibt es zudem rund 5.000 eingewanderte Haitianer und ein paar Tausend Kolumbianer, Peruaner und Ecuadorianer – und Tausende weitere Menschen aus den ländlichen Regionen Brasiliens, die es irgendwie in die Metropole am Amazonas verschlagen hat, auf der Suche nach einem besseren Leben. Aber es ist vor allem der Strom von Menschen aus Venezuela, der nicht abreißt, weil sich die soziale und politische Situation in dem sozialistisch regierten Land immer weiter verschlechtert. „Überall ist es besser als dort“, sagt Jesús. Manaus ist heute eine der am schnellsten wachsenden Städte Brasiliens. Viele Neuankömmlinge hoffen auf Arbeit in der Freihandelszone, in der ausländische Unternehmen produzieren, um die hohen brasilianischen Importzölle zu umgehen. Andere kommen, weil Manaus der einzige Ort in Amazonien ist, der ein einigermaßen funktionierendes Gesundheits- und Bildungssystem hat.



Jesús und Rossmary, die seit sieben Jahren ein Paar sind, entschieden sich Ende 2020, Venezuela zu verlassen. „Hambre!“, antworten sie ohne zu Zögern auf die Frage nach den Gründen: Hunger. „Wir hatten nicht mehr genug Geld, um uns zu ernähren, alles ist teuer, die Preise steigen ständig“, berichtet Jesús. Hinzu kam, dass Rossmary nach der Geburt ihres Sohnes ständig unter Unterleibsschmerzen litt, aber keine medizinische Versorgung erhielt. „Es gibt keine Medikamente mehr in Venezuela“, sagt sie. Ein weiterer Auslöser für die Flucht war politischer Natur. Jesús arbeitete als Techniker bei der venezolanischen Luftwaffe, er war für die Elektronik in den russischen Mil Mi-24-Kampfhubschraubern zuständig. „Ich wollte dem Maduro-Regime nicht mehr dienen, es unterdrückt die Menschen“, sagt er. Er

Abbildung Seite 14:

Essensausgabe mit Erzbischof Dom Leonardo Steiner an Bedürftige durch die Obdachlosen-Pastoral.

Abbildung Seite 15:

Dom Leonardo Steiner im Gespräch mit Jesús Parra und Rossmary Gallardo, die aus Venezuela nach Manaus kamen.

desertierte, es war ein gewagter Schritt. Per Bus reiste das Paar quer durch Venezuela bis zur brasilianischen Grenze, die Fahrt dauerte zwei Tage, es legte rund 1.500 Kilometer zurück. An der Grenze bezahlten Jesús und Rossmary einen Schlepper, der sie nachts durch die bergige Region von Uairén und über die Grenze brachte, weil Brasilien in der Corona-Pandemie die Grenze für Flüchtlinge geschlossen hatte. Es war eine traumatische Erfahrung, denn als ihre Gruppe einmal vor der Polizei flüchten musste, verloren sie ihre Tochter aus den Augen. Erst einige Stunden später fanden sie Jessmary wieder, die von anderen Flüchtlingen aufgelesen worden war. „Ich bin fast vor Angst gestorben“, erinnert sich Rossmary. Während der dramatischen Flucht löste sich die Sohle einer ihrer Turnschuhe. Sie trägt ihn bis heute, weil sie kein Geld hat, um sich andere Schuhe zu kaufen.

Nachdem sie die Grenze überquert hatte, nahm die Familie einen Bus nach Manaus und legte noch einmal rund 1.000 Kilometer zurück. Jesús und Rossmary wählten die Hauptstadt des brasilianischen Bundesstaates Amazonas mit ihren 2,3 Millionen Einwohnern, weil hier bereits Bekannte von ihnen lebten. Diese wohnen im historischen, heruntergekommenen Zentrum. Weil Wohnraum hier relativ preiswert erhältlich ist, sind in einigen Straßen bereits kleine venezolanische Kolonien entstanden. Nachts wird in der Gegend mit Drogen gehandelt. Besser, man geht nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr auf die Straße.



Auch Jesús und Rossmarý kamen hier in einem baufälligen Haus unter. Für umgerechnet 50 Euro im Monat bewohnen sie ein zwölf Quadratmeter großes Zimmer. Dazu gehört ein Bad, in dem kein Wasser mehr aus den Leitungen kommt, weswegen die Familie sich mit Eimern Wasser von einer Nachbarin holt. Im Zimmer steht zwar ein Herd, aber Jesús und Rossmarý können sich das notwendige Gas nicht leisten und kochen deswegen auf zwei kleinen Elektroplatten. Der Raum ist schon lange nicht mehr gestrichen worden, und Feuchtigkeit kriecht die Wände hoch. „Wenn es stark regnet, tropft es durch die Decke“, sagt Jesús. Die gesamte Familie schläft auf einer alten Matratze, die auf dem Boden liegt und einen Großteil des Raums einnimmt. Aber Jesús will nicht klagen. „Unsere Vermieterin, die nebenan wohnt, behandelt uns gut und ist freundlich.“ Ohnehin habe er bislang in Manaus keine Diskriminierung durch Brasilianer erfahren. Es ist eine Aussage, die man immer wieder von den Venezolanern in Manaus hört. Es mag damit zusammenhängen, dass viele Brasilianer, die in Manaus leben, nicht von hier stammen, sondern aus anderen Landesteilen zugewandert sind und selbst Migrati-

onserfahrungen haben. Zwar sorgten die gewaltsamen Übergriffe auf venezolanische Flüchtlinge, die Ende 2018 in der Grenzstadt Pacaraima stattfanden, für internationales Aufsehen. Aber so etwas ist eine Ausnahme in Brasilien. Damals beschuldigte ein Mob die Flüchtlinge verschiedener Verbrechen und machte Jagd auf die Menschen. Es herrschte Pogromstimmung, und viele Venezolaner flüchteten zurück über die Grenze. Experten machten für den Gewaltausbruch die Versäumnisse der Regierung in Brasília verantwortlich. Sie habe Pacaraima allein gelassen, obwohl dort wöchentlich Tausende Flüchtlinge aus Venezuela eintrafen, die nicht wussten, wohin, und auf öffentlichen Plätzen campierten.

„Wir überleben mehr, als dass wir leben“

Für Jesús und Rossmarý hat sich seit ihrer Ankunft die Situation jedoch kaum verbessert. „Wir überleben mehr, als dass wir leben“, sagen sie. „Wir arbeiten, aber es kommt wenig dabei herum.“ Vor der zweiten Corona-Welle verdiente die Familie an guten Tagen 50 bis 80 Reals, zwischen acht und zwölf Euro. „Aber mit der zweiten Welle schrumpften unsere Einnahmen stark.“

Es gibt noch ein zweites großes Problem: Rossmarý ist nicht zum Arzt gegangen, um ihren Unterleib untersuchen zu lassen. Sie sagt, sie traue sich nicht, weil sie und Jesús nicht in Brasilien registriert seien. Rossmarý sieht schwach aus, sie wirkt abgemagert und hat



weiße Flecken im Gesicht. Tagsüber werde ihr manchmal schwarz vor Augen, sagt sie.

Als die Sonne immer höher am Amazonashimmel steigt und ihre Strahlen regelrecht im Nacken stechen, beschließt das Paar, für heute Schluss zu machen. Am Nachmittag wollen die beiden zur Migrantenpastoral, dort soll es gesundheitliche Hilfe für Flüchtlinge wie sie geben. Jesús und Rossmary haben 23 Reais eingenommen, nicht einmal vier Euro. Alle haben Hunger, und sie laufen zu einer fünf Minuten vom Markt entfernten Kirche. Dort gibt die Obdachlosen-Pastoral täglich ein warmes Mittagessen aus.

Es sind Dutzende wohnungslose Menschen, die hier auf ein Essen warten. Erst wenn die Obdachlosen ihre Mahlzeit bekommen haben, dürfen sich die Migranten anstellen. So sollen Neid und potenzielle Konflikte vermieden werden. Es gibt Hühnchen mit Reis und Bohnen und eine Flasche Wasser für jeden. Zwar sind Jesús und Rossmary nicht obdachlos, aber die Obdachlosenhilfe der katholischen Kirche bedenkt alle Bedürftigen mit Hilfe. Der Zufall will es, dass heute Dom Leonardo Steiner bei der Essensausgabe hilft, der Erzbischof von Manaus. Der 70-jährige Franziskaner, der wegen der Pandemie Maske und Schutzkleidung trägt, sagt, dass es seine Pflicht sei, mit anzupacken. „Manaus hat große soziale Probleme, die Kirche muss zu den Menschen gehen, wie es Papst Franziskus gesagt hat. Gerade in diesen schwierigen Zeiten dürfen wir unsere Hände nicht in den Schoß legen.“

„Die Kirche muss zu den Menschen gehen“, sagt der Erzbischof

Als Jesús und Rossmary sich zum Essen auf die Stufen der Kirche setzen, gesellt der Erzbischof sich zu ihnen. Sie berichten, dass sie ohne das tägliche Mittagessen, das die Kirche ihnen gibt, während der Pandemie Hunger gelitten hätten und dass sie sehr dankbar seien. Zurzeit hangelten sie sich mit ihren geringen Einnahmen von Tag zu Tag. Dom Leonardo hört aufmerksam zu und spricht dem Paar Mut zu.

Um die Ecke, in einem Keller, liegen die Räume der Migrantenpastoral. Rossmary hat gehört, dass Schwestern des Scalabrinianer-Ordens Flüchtlingen wie ihnen auch bei Gesundheitsproblemen helfen. Sie werden von den Schwestern Dinair Pereira, 59, und Gema Vicense, 69, empfangen. Es ist das erste Mal, dass das junge Paar sich vorstellt, und so raten die Schwestern ihnen sogleich, eine Steuernummer zu beantragen. Damit hat man in Brasilien Zugang zu verschiedenen Sozialleistungen, etwa der staatlichen Gesundheitsversorgung oder den Corona-Hilfen der Regierung. Bei der Online-Registrierung helfen Freiwillige, auch sie sind junge Venezolaner. Sie wolle die Hilfe, die sie von der Pastoral erhalten

habe, zurückgeben, sagt eine der Freiwilligen.

Als Rossmary Schwester Dinair von ihren Unterleibsschmerzen erzählt, zögert die kleine, aber dafür umso energischere Ordensfrau nicht lange. Sie ruft sofort einen kubanischen Arzt an. Auch er arbeitet freiwillig für die Migrantenpastoral, die ihm einst half, in Brasilien zu bleiben. Er lebt am Rande von Manaus und Schwester Dinair bittet ihn, am nächsten Tag zu kommen.

Anschließend machen Rossmary und Jesús sich mit den Kindern auf den Heimweg. Schwester Dinair entschließt sich, sie zu begleiten. „Typisch für die Wohnsituation der Flüchtlinge“, sagt die Schwester, als sie die heruntergekommene Behausung des Paares betritt. „Die Flüchtlinge akzeptieren die übelsten Unterkünfte, weil sie keine Wahl haben. Aber es ist immer noch besser als nichts.“ Die Scalabrinianerin kniet sich neben Jesús und Rossmary auf die Matratze, um zu helfen, einige Dokumente zu sortieren, die die beiden in Brasilien einmal brauchen könnten.

Jesús erzählt, dass er gerne wieder als Helikopter-Techniker arbeiten würde, aber er glaubt, dass seine Diplome in Brasilien nicht anerkannt würden. Schwester Dinair ermutigt ihn, dennoch seine Zeugnisse in einer Mappe zusammenzustellen. Zwar hat sie derzeit keine große Hoffnung, dass Jesús einen Job findet, weil die Arbeitslosenzahl in Brasilien rasant in die Höhe geschneit ist. „Es ist aber wichtig, dass die Immigranten nicht resignieren, sondern in Bewegung bleiben“, sagt sie. „Anfangs, wenn sie nach Manaus kommen, sind sie häufig euphorisch und träumen von einem neuen Leben. Aber nach einiger Zeit merken sie, dass es auch in Brasilien schwierig ist. Dann besteht die Gefahr, dass sie sich zurückziehen und depressiv werden.“ Viele geraten schnell in wirtschaftliche Not. Frauen, aber auch Männer sähen dann oft keinen anderen Ausweg mehr, als sich zu prostituieren.

Die Migrantenpastoral hilft ihnen, diesen kritischen Moment zu überwinden, und macht Angebote. Die Schwestern organisieren beispielsweise Nähkurse, Workshops zur Fertigung von Kunsthandwerk oder Herstellung von Schmuck, Seife und Eiscreme. Manche Frauen erhalten Nähmaschinen, die die Schwestern gespendet bekommen haben.

Rossmary hofft, dass sie irgendwann, wenn Keyler größer ist, ein Kolleg oder eine Hochschule besuchen kann, um ihr Studium in Rechnungswesen zu beenden, das sie wegen der Flucht abbrechen musste. Aber bis dahin, das weiß sie, ist es auch wegen der sprachlichen Hürde noch ein langer Weg. Das junge Paar aus Venezuela sei ein typischer Fall von qualifizierten Migranten, die in einem neuen Land wieder ganz von vorne beginnen müssen. „Nicht alle Menschen können damit umgehen“, weiß Schwester Dinair. „Viele nehmen es als Demütigung wahr.“ Am nächsten Morgen geht Rossmary wieder zur Migrantepastoral, wo der kubanische Arzt sie untersucht. Er kommt zu dem Schluss, dass nur eine Magnetresonanztomographie Klarheit bringen wird. Der nächste Termin in einem öffentlichen Krankenhaus, so erfährt Schwester Dinair, ist erst sechs Monate später frei. Zwar bieten Brasiliens öffentliche Hospitäler kostenlose Dienste an, aber sobald etwas komplexere Prozeduren notwendig sind, gibt es lange Warteschlangen. Also beschließt Dinair, eine Untersuchung in einer privaten Klinik zu bezahlen. „Die Angelegenheit ist dringend“, sagt sie. Auch wegen dieser Tatkraft ist Schwester Dinair

bekannt unter den Immigranten in Manaus. Die Migrantepastoral betreut regelmäßig rund 140 Neuankömmlinge, die Orientierung und praktische Hilfe brauchen. Die meisten von ihnen haben Schwester Dinairs Handynummer. „Ich bekomme täglich ein Dutzend Nachrichten, manchmal mitten in der Nacht“, sagt sie. „Den Menschen fehlt es an allem.“

Ein paar Tage später wird die Tomographie von Rossmarys Unterleib realisiert. Es kommt heraus, dass sie eine schwere Blaseninfektion hat, außerdem Anämie und Darmparasiten. Die Erleichterung ist groß, dass es nichts Schlimmeres ist. Aber weil das Paar kein Geld für Medikamente hat, springt Schwester Dinair erneut ein und geht zur Apotheke. „Wollen wir doch mal sehen, ob wir die junge Frau nicht aufgepöppelt bekommen“, sagt sie. „Ein Großteil unserer Arbeit besteht darin, den Migranten zu zeigen, dass sie ernst genommen werden und nicht weniger wert sind als andere Menschen.“ Zum Abschied von Jesús und Rossmary zitiert sie einen Satz aus dem Matthäusevangelium: „Ich war fremd, und ihr habt mich bei euch aufgenommen.“

Abbildung Seite 17:

Jesús Parra mit seinem Sohn vor dem Haus, in dem sie eine Unterkunft gefunden haben. Die Wände sind feucht, es gibt kein fließendes Wasser. Doch die Flüchtlinge sind froh, eine Bleibe gefunden zu haben.





Abbildungen Seite 18:

Rossmay wird in den Räumlichkeiten der Migrantenpastoral von einem Arzt untersucht (oben).

Betreuung von Flüchtlingen in der Migrantenpastoral in Manaus (Mitte).

Scalabrinianer-Schwester Dinair Pereira Xavier, Leiterin der Migrantenpastoral, kauft Medikamente (unten).

Abbildung Seite 18/19:

Die Migrantenpastoral in Manaus betreut hunderte Flüchtlinge. Viele kommen aus dem krisengeschüttelten Venezuela. Die Corona-Pandemie gestaltet die Beratung und Hilfe schwieriger.



Informelles Leben in der Stadt

Aneignungs- und Gemeinschaftsprozesse

Von Dr. Frank Zirkl, Eichstätt

Lateinamerika ist die am stärksten verstädterte Region im globalen Süden und hat in den zurückliegenden Dekaden neben massiven Urbanisierungsproblemen auch eine Vielzahl alternativer und zukunftsorientierter Entwicklungen hervorgebracht. Die breite Diskussion um „Recht auf Stadt“, die Stärkung zivilgesellschaftlicher Akteure durch mehr Partizipation oder Erfolge bei Infrastrukturproblemen (Mobilität, Abfallentsorgung etc.) seien hier stellvertretend genannt. Dennoch: Trotz zukunftsweisender Ansätze bei der Entschärfung und Lösung urbaner Entwicklungsprobleme werden lateinamerikanische Metropolen auch heute noch von sozialen Konflikten, ökonomischen Problemen, sozioökonomischen Disparitäten, massiven Umweltproblemen, eklatanten Sicherheitsmängeln und einer nach wie vor dominanten Marginalisierung, die häufig mit einem hohen Grad an informellen Lebenssituationen einhergeht, geprägt.

Von großem Einfluss auf urbane Entwicklungsszenarien sind globale, regionale und nationale Rahmenbedingungen, die unter anderem auf die formale wie informelle städtische Ökonomie fördernd und limitierend zugleich einwirken. Von besonderer Relevanz ist dabei, dass sich der Alltag für die Bewohnerschaft marginalisierter Viertel auch heute noch informell gestaltet, was sich in einer anhaltenden Prekarisierung der Einwohner dieser Stadtbereiche manifestiert.

Marginalisierung in brasilianischen Großstädten

Der hohe Verstädterungsgrad Lateinamerikas (2018: 80,7 % der Einwohnerschaft lebt in Städten) wird in Brasilien gar noch übertroffen (86,5 % Stadtbevölkerung; Quelle: statista.de). Dies wurde durch einen äußerst rasch verlaufenen, meist wenig geplanten Verstädterungsprozess insbesondere in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erreicht, was mit regionstypischen Strukturen der (groß-)städtischen Räume (enorme Ausdehnung in der Fläche, Suburbanisierung, Segregation und Fragmentierung etc.) und einer Vielzahl an urbanen Entwicklungsproblemen (starke sozioökonomische Disparitäten, hohe Anzahl

an Bewohnern in Marginalvierteln, nicht ausreichende städtische Infrastruktur, zu wenige Arbeitsplätze in formalen Wirtschaftsbereichen, Sicherheitsprobleme etc.) einherging. Im mit fast 212 Millionen Einwohnern (Angaben des IBGE, 2020¹) bevölkerungsreichsten Land Lateinamerikas zeigen sich solche Probleme in besonders drastischer Weise in den beiden Megastädten São Paulo und Rio de Janeiro, aber auch in weiteren Metropolen wie Belo Horizonte, Salvador, Recife, Curitiba oder Porto Alegre². Hierbei sind vor allem die Vielzahl der in großer Ausdehnung vorhandenen Marginalviertel (Favelas) Sinnbild einer weitestgehend problematischen urbanen Entwicklung. Sozioökonomische Disparitäten spiegeln sich in diesen Vierteln marginalisierter Bevölkerungsgruppen wider. Gemein ist der dort lebenden Bevölkerung, dass die sowohl räumliche (Lage der Favelas in sogenannten Ungunsträumen, u. a. randstädtisch, in Überschwemmungsgebieten, an Berghängen) als auch gesellschaftlich-soziopolitische Marginalisierung mit einer überwiegend informell organisierten Einbettung in die städtische Wirtschaft einhergeht. Einfache Beschäftigungen (z. B. als Hausangestellte, als Bauarbeiter, in der informellen Abfallentsorgung) sorgen meist für eher geringe Familieneinkommen, sodass gesellschaftliche Mobilität (Verlassen weniger privilegierter Gruppen und der Aufstieg in die Mittelschicht) nur schwer möglich ist. Insbesondere unter Jugendlichen, die neben schlechten Bildungschancen eher pessimistische Aussichten auf einen formalisierten Arbeitsplatz haben, sind die Verlockungen illegaler Aktivitäten bis



hin zur Verübung von Verbrechen eine allseits existierende, aber äußerst gefährliche Alternative. Marginalisierung drückt sich auch in einer Benachteiligung beim Zugang zu staatlichen bzw. kommunalen Dienstleistungen wie sozialen (Bildung, Gesundheit etc.) und technischen (Strom, Wasser, Abwasser, Abfall etc.) Infrastrukturen aus. Falls öffentliche Leistungen in Marginalvierteln nicht vorhanden oder nur schlecht verfügbar sind, werden solche Aufgaben entweder durch informelle Lösungen oder über das Engagement zivilgesellschaftlicher Gruppen zumindest ansatzweise gelöst – oder durch das Mandat lokaler Drogensyndikate geregelt. Ein für Favelas und seine Bewohner besonders prekärer Zustand, der die gesellschaftliche Marginalisierung unterstreicht, sind die enormen Probleme der öffentlichen (Un-)Sicherheit³. Die hohe, oft den Alltag prägende Gewaltbereitschaft drückt sich – überwiegend durch den Drogenhandel und die damit einhergehenden illegalen Machenschaften – in einer Zunahme an Gewaltverbrechen, Einschüchterung der Bewohner sowie einem permanenten Ausnahmezustand gegenüber der formalen Stadt aus. Favelas werden häufig von unterschiedlichen Verbrecherbanden als Territorien des Drogengeschäfts missbraucht. Staatliche Akteure haben gegenüber dem Drogenhandel schon seit geraumer Zeit nur mehr einen geringen oder gar keinen Einfluss in diesen Vierteln. Schießereien zwischen rivalisierenden Drogengangs oder mit der staatlichen Ordnungsmacht sowie Verbrechen wie Mord und Entführungen sind Anzeichen einer äußerst prekären Situation. Aufgrund der

Semilegalität der Favelas und damit der Abgrenzung zu formalen staatlichen Strukturen werden viele Favelas⁴ von öffentlicher Seite schlichtweg ihrem Schicksal überlassen. Lediglich punktuell greifen Ordnungshüter in diese Situation ein, was jedoch immer wieder in massiven Schießereien mit vielen Toten endet, wie zuletzt im Mai 2021 in Rio de Janeiro geschehen⁵.

Informelle Praktiken: Arbeit und Alltagsprobleme

Informelle Lebens- und Arbeitswelten haben sich in einem Entwicklungsprozess mindestens seit Mitte des 20. Jahrhunderts in brasilianischen Städten etabliert. Insbesondere in Marginalvierteln ist diese Form gesellschaftlicher Praktik weit verbreitet. Nicht selten haben sich staatliche Akteure und Institutionen aus diesen Bereichen deutlich oder gar vollkommen zurückgezogen. Dies bedeutet, dass einerseits eine öffentliche Kontrolle und Verpflichtung (z. B.

Abbildung Seite 21:

Markt in den Straßen von Les Cayes, Haiti. In ganz Lateinamerika und der Karibik verdienen Menschen ihren Lebensunterhalt im informellen Sektor.

zur Verfügbarkeit kommunaler Infrastruktur) kaum oder nur punktuell vorhanden ist. Andererseits heißt dies für die Bewohner von Favelas, dass sie gegenüber städtischen Organen keine oder nur begrenzte Pflichten haben.

Informalität im Kontext der Lebenssituation in Favelas lässt sich zusammenfassend mit folgenden Charakteristika beschreiben:

- unklare Wohnsituation (Bodenbesitz, Hausbau etc.),
- ungesicherte, informelle Arbeitsbeziehungen,
- schlechte Versorgung mit Infrastruktur, deren Gewährleistung teilweise informell erfolgt,
- keine bis eher schwache politische Teilhabe,
- informelle Machtkonstellationen und unübersichtliche bzw. prekäre Sicherheitslage (Drogenhandel, Milizen, Polizeigewalt etc.),
- unhygienische (gesundheitsgefährdende) Lebensbedingungen aufgrund mangelhafter sanitärer Infrastruktur.

Für einen signifikanten Anteil der in Favelas Wohnhaften sind Arbeitsplätze nicht mit einem Arbeitsvertrag formalisiert, abgesicherte Jobs (z. B. als Hausangestellte, im Einzelhandel, in der Bauwirtschaft) sind nur begrenzt verfügbar und aufgrund der Einschränkung von Arbeitsrechten teilweise unsicher. Informelle, nicht selten äußerst prekäre Arbeitsmöglichkeiten kennzeichnen den ohnehin vulnerablen Alltag der Menschen. Dies wirkt sich auf berufliche Veränderungsmöglichkeiten aus und äußert sich zudem in einem überwiegend niedrigen Einkommen. Seit April 2020 – mit dem Beginn der Corona-Pandemie – münden informelle Aktivitäten häufig in Beschäftigungslosigkeit und damit einem teilweisen bis kompletten Ausfall des Einkommens. Zu den ökonomischen Implikationen der globalen Pandemie ist auch eine Einschränkung staatlicher Versorgungsleistungen im Bildungs- und Gesundheitsbereich festzustellen. In jüngster Vergangenheit (Mitte 2021) folgert daraus ein deutlicher Anstieg der Armut in Marginalvierteln, was sich mittlerweile in einer massiven Versorgungskrise mit Nahrungsmitteln niederschlägt. Erstmals seit vielen Jahren kann in städtischen Regionen Brasiliens eine deutliche Zunahme des Hungers beobachtet werden.

Die Lebenssituation vieler Bewohnerinnen und Bewohner von Marginalvierteln stellt sich somit als eine komplexe, mit einer Vielzahl an negativen Konnotationen versehene Situation dar. Von öffentlicher (staatlicher) Seite werden nur wenige Impulse für eine Veränderung der schon seit langem bekannten Probleme gesetzt. Damit bleiben zivilgesellschaftliche Aktivitäten auch weiterhin im Fokus möglicher Veränderungen zu einem besseren Lebensumfeld in Favelas. Trotz weitestgehend geringer staatlicher Unterstützung kann allein für Rio de Janeiro eine Vielzahl solcher Aktivitäten unter anderem im Kulturbereich beobachtet werden. Sei es eine Capoeira-Gruppe, eine Initiative zur Unterstützung von Musikunterricht (siehe u. a. in der *Rocinha*) oder auch die Schaffung sicherer öffentlicher Plätze bis hin zu einer Aufwertung der lange Zeit unsicheren Räume in Favelas für den seit Mitte der 2000er Dekade zunehmenden (aber mittlerweile wieder ausbleibenden) „Slum-Tourismus“. Musik, Literatur und Kunst sowie weitere relevante Themenbereiche spielen im Favela-Alltag eine wichtige Rolle und sorgen auch für eine Aufwertung und „Normalisierung“ der Alltagssituation in Marginalvierteln.

Temporäre Maßnahmen zu Fußball-WM und Olympia

In Rio de Janeiro hat seit der 2000er Dekade ein kommunales Programm zur „Befriedung“ von Favelas zumindest in einigen wenigen (insbesondere in der wohlhabenden *zona sul* gelegenen) Vierteln zu Veränderungen beigetragen. Die *Unidades de Polícia Pacificadora* (UPP) als eine alternative polizeiliche Ordnungseinheit, die gegenüber der lokalen Bevölkerung deutlich kooperativer statt konfrontativ für die Durchsetzung von Recht und Ordnung sorgen soll, wurden im Vorfeld der großen Sportevents (Fußball-WM 2014, Olympische Spiele 2016) in strategisch wichtigen Marginalvierteln implantiert. Einige dieser UPPs zeigten in den ersten Jahren nach dem Start in der Favela Dona Marta im Stadtteil Botafogo (ab 2008) durchaus Erfolge: Die lokale Kriminalitätsrate nahm ab, für den öffentlichen Raum vor und innerhalb der Favelas wurde eine bessere Sicherheitslage erreicht und vor allem konnten die Aktivitäten des Drogenhandels zum Teil deutlich eingeschränkt werden, was jedoch stark auf dessen Verdrängung in eher peripher gelegene Marginalviertel zurückzuführen war – und in diesen Favelas zu einem deutlichen Anstieg der Kriminalität führte. Nach Ende der Megaevents des globalen Sportbusiness nahm die Bedeutung der UPPs rasch ab, und nach 2016 sind diese aus den meisten – temporär „befriedeten“ Favelas – wieder verschwunden und der Drogenhandel hat sich diese Territorien wieder zurückerobert. Dies alles zeigt wiederum, dass viele Marginalviertel in Rio de Janeiro (aber

in ähnlicher Weise auch andernorts in Brasilien) lange Zeit nur geringe Aufmerksamkeit von Politik und Gesellschaft erfahren haben. Lediglich periodisch kann von einer Rückbesinnung des Staates auf seine Fürsorgepflicht auch gegenüber weniger privilegierten Bevölkerungsgruppen gesprochen werden. Somit sind solche Aneignungsprozesse, die sich auf die Ausübung von Macht und die Durchsetzung der jeweiligen Interessen (von Seiten des Staates die öffentliche Ordnung, von Seiten des Drogenhandels illegale Geschäftstätigkeiten), stets räumlich und zeitlich volatil, wobei die Realität vieler Marginalviertel in Brasilien eher von einem Ausgeliefertsein gegenüber nichtstaatlichen und meist kriminellen Interessen des Drogenhandels gekennzeichnet ist.

Exkurs: Vom informellen „Wert schaffen“ durch Wertstoffe

Neben einer Vielzahl weiterer urbaner Probleme zeigt sich in der fehlenden oder schlecht organisierten Erfassung von Haushaltsabfällen ein gravierendes stadthygienisches Problem in Marginalvierteln. Auch wenn die Entsorgung von Restmüll zumindest teilweise reguliert ist (z. B. über Container am Rande von Favelas, die durch die kommunale Müllabfuhr bedient werden), sind alternative, auf einen umweltschonenden Umgang mit Abfall ausgerichtete Konzepte deutlich weniger oder gar nicht zu finden. Meist handelt es sich bei lokalen Recyclinginitiativen um Aktivitäten zivilgesellschaftlicher (u. a. auch kirchlicher) Gruppen, die beispielsweise in einzelnen Marginalvierteln für eine Getrenntmüllsammmlung sorgen. Dabei spielen häufig dem Gemeinwohl dienliche Ansätze der Umweltbildung eine wichtige Rolle: Neben dem materiellen Aspekt der Wertstoffeffassung (und damit auch einer Form der – wenn auch geringen – Generierung von Einkommen durch den Verkauf der Wertstoffe) ist der Umwelt- und Ressourcenschutz und der damit einhergehende Einfluss auf die lokalen Umweltbedingungen bedeutend⁶.

Abgesehen von diesen Initiativen gesellschaftlichen Engagements ist es insbesondere die informelle Wertstoffeffassung, die in Marginalvierteln beheimatet ist. Oft randlich, meist entlang von Zu- oder Durchfahrtsstraßen gelegen finden sich die Unterkünfte der informellen Wertstoffsammler (catadores), die von dort aus sowohl im Marginalviertel selbst als auch umso mehr in angrenzenden Stadtvierteln ihrer Beschäftigung nachgehen. Dabei werden die zur Müllabfuhr bereitgestellten Abfälle durchsucht. Nicht selten aber steuern die informellen Wertstoffsammler fixe Aufnahmepunkte von wiederverwertbaren Materialien an. Geschäfte, Unternehmen sowie Wohnanlagen stellen die getrennt gesammelten Wertstoffe (Papier, Glas, Plastik, Aluminium und andere Metalle etc.) zur

Abholung bereit, was eine Verbindung zwischen informeller Wertstoffeffassung und formalisierten Praktiken der Abfallentsorgung aufzeigt. Mitunter problematisch ist dann der Weiterverkauf dieser Stoffe, damit diese in weiterverarbeitende Betriebe gelangen. In den seltensten Fällen gibt es hierbei direkte Verbindungen zu diesen Unternehmen, meist erfolgt die Weitergabe zum materiellen Recycling über einen oder mehrere Zwischenhändler und damit verlagert sich die Wertschöpfung vor allem in den Zwischenhandel der Materialien. Damit bleibt den informell operierenden catadores am Anfang der Wertschöpfungskette ein deutlich geringeres Einkommen. Dieser eher nachteiligen Situation versuchen zivilgesellschaftliche Gruppen, teilweise in Kooperation mit kommunalen Akteuren, entgegenzuwirken, indem den Wertstoffsammlern über eine bessere Organisation, finanzielle wie logistische Hilfe, Fortbildung oder auch die Gründung von Kooperativen eine Unterstützung zur Überwindung ihrer Benachteiligung angeboten wird. Letztendlich kann durch die genannten Maßnahmen ein erster Schritt zur „Formalisierung“ der informellen Wertstoffsammler eingeleitet werden (z. B. über die Einbindung in eine Sammlerkooperative)⁷. Zusammenfassend lässt sich in der ohnehin stark durch sozioökonomische und politische Ausgrenzung geprägten Lebenswelt der Favelas bei vielen Akteuren eine auffällige Verbindung von Marginalisierung und Informalität erkennen⁸. Letzteres sowie die nach wie vor starke Stigmatisierung der Wertstoffsammler steht dabei im Kontrast zu deren Beitrag zu einer Verbesserung der Abfallentsorgung. Sind es doch genau diese marginalisierten informellen catadores, die mit ihrer Tätigkeit einen wichtigen gesamtgesellschaftlichen Beitrag zur Verbesserung der städtischen Umwelt und den stadthygienischen Rahmenbedingungen leisten.

Am Gemeinwohl orientierte zivilgesellschaftliche Impulse

Marginalisierung und Prekarisierung eines signifikanten Teils der brasilianischen Bevölkerung sind seit dem 19. Jahrhundert, im städtischen Raum vor

allem mit der Verstärkung in den zurückliegenden Dekaden, präsent. Diese Thematik begleitet die Entwicklung des Landes und die Diskussionen um Gerechtigkeit in Brasilien bis heute. Während im ländlichen Raum nach wie vor der Zugang zu Land ein zentraler Konfliktpunkt ist, spielen in den Metropolen des Landes neben Fragen zu Landeigentum auch solche nach „Recht auf Stadt“, Zugang zu Infrastruktur und politischer, soziokultureller und formalisierter ökonomischer Teilhabe eine wichtige Rolle – und damit die Diskussion um Formen städtischer Aneignung durch unterschiedliche Akteure und Interessengruppen.

Die Bewohner der Marginalviertel sehen sich in ihren Rechten beschnitten

Mit den seit Jahrzehnten bekannten Problemen durch eine aufgrund staatlicher Nachlässigkeiten bedingten sozialräumlichen Fragmentierung sehen sich viele Bewohner von Marginalvierteln ihrer Rechte beschnitten. Zu den grundlegenden Bürgerrechten, die aufgrund der Konfliktsituation in Marginalvierteln nur begrenzt vorhanden sind, können politische wie soziale Rechte als in der Praxis teilweise nicht existent betrachtet werden oder sind zum Spielball zwischen staatlicher Hoheit und anderen Akteuren (insbesondere der Parallelwelt des Drogenhandels) geworden. So steht der zivilrechtliche Schutzauftrag des Staates in Frage, da Recht und Ordnung gerade in Favelas nur unzureichend durch staatliche Akteure (Polizei, Justiz) durchgesetzt

werden. Insbesondere für Frauen und Familien zeigt die prekäre Lage enorme Folgen: Häusliche Gewalt wird selten geahndet, und Zufluchtsorte für drangsalierte Frauen (und ganze Familien) existieren kaum. Diese Aufgaben übernehmen immer häufiger zivilgesellschaftliche Gruppierungen, die als NGO oder als lokale Aktionsgruppe Alternativen zum Schutz dieser Personen anbieten. Neben reinen Zufluchtsorten werden auch Verdienstmöglichkeiten für marginalisierte Favela-Bewohner – überwiegend für Frauen – angeboten. Dabei geht es einerseits um ökonomische Aspekte, andererseits aber auch um die soziale Einbettung der involvierten Bewohnerinnen. Nicht selten sind diese in Kooperativen organisierten Kleinunternehmen der solidarischen Ökonomie für die Einkommensgenerierung wichtig (Herstellung von Bekleidung, Lebensmittel, Kosmetika etc.), aber eben auch Diskussionsforum zu familiären und die Lokalität (Favela) betreffenden Fragen und Problemen. Darin drückt sich auch ein deutlich respektvollere Umgang und eine höhere Wertschätzung der ansonsten überwiegend Marginalisierten aus, was ein wichtiger Baustein zur Stärkung der Bürgerrechte und der Entschärfung sozioökonomischer Disparitäten ist.

In Rio de Janeiro haben sich in den zurückliegenden Jahrzehnten eine Reihe an zivilgesellschaftlichen, dem Gemeinwohl verpflichteten Initiativen entwickelt, um ein Gegengewicht zu Gewalt, Marginalisierung und Hoffnungslosigkeit in Favelas zu setzen. Bereits in der Folge der weltweit für Aufsehen sorgenden Tötung von 21 Personen in der Favela Vigário Geral im August 1993 wurde eine der ersten umfassenden Maßnahmen zur Befriedung lokaler Konflikte in Angriff genommen. Neben dieser hauptsächlich durch die Nichtregierungsorganisation „Viva Rio“ getragenen Initiative haben sich viele weitere nationale und internationale Organisationen und Akteure derzeit relevanten Thematiken angenommen. Selbst wenn dabei von kommunaler und staatlicher Seite eine Unterstützung (Finanzierung etc.) erfolgt, sind es überwiegend zivilgesellschaftliche Aktivitäten, die maßgeblich für eine Reduzierung sozialer Ungleichheiten sorgen. Dabei orientieren sich diese Initiativen an der in Brasilien in den 1990er Jahren entstandenen und in der 2000er Dekade gefestigten Gemeinwohlökonomie (*economia solidária*). Hiermit werden weniger privilegierte Akteure durch unterschiedlichste Maßnahmen von zivilgesellschaftlichen Gruppen unterstützt. Insbesondere während der rund 14 Jahre andauernden Regierungszeit der brasilianischen Arbeiterpartei (*Partido dos Trabalhadores*, PT, von 2003 bis 2016) sind solche Ansätze in bemerkenswerter Weise angestoßen worden (Verbesserung staatlicher Rahmenbedingungen zur Förderung der Gemeinwohlökonomie und zivilgesellschaftlicher Aktionen). Neben der

Aufwertung des lokalspezifischen Umfelds (Unterstützung bei informellen Arbeitssituationen, Entschärfung sozioökonomischer Disparitäten etc.) weisen diese Initiativen durchaus Potenziale für eine sozialökologische Umgestaltung der brasilianischen Gesellschaft auf.⁹

Aktuelle Situation und Ausblick

Mit der seit April 2020 in Brasilien sehr dominanten Corona-Pandemie, die von Seiten der Regierung Bolsonaro bis heute äußerst schlecht gemanagt wird, hat sich die Arbeits- und Alltagssituation in allen Städten Brasiliens dramatisch verschlechtert. In Marginalvierteln hat sich die ohnehin erhöhte Vulnerabilität dahingehend verschärft, dass aufgrund ausbleibender Verdienstmöglichkeiten in informell organisierten Arbeitsverhältnissen eine seit langem nicht mehr gekannte Knappheit bei grundlegenden Versorgungsgütern in vielen Familien eingetreten ist. Dies hat zur Rückkehr des weitestgehend für urbane Räume verdrängten Phänomens von Hunger geführt. Damit werden in einem Land, das sich einerseits in vielerlei Hinsicht am Globalen Norden orientiert, das jedoch andererseits nach wie vor durch enorme strukturelle Entwicklungsprobleme wie Marginalisierung und Informalität geprägt ist, längst bereits überwunden geglaubte Probleme durch Armut und Hunger wieder deutlich präsenter. Für Brasilien und insbesondere seine in informellen Verhältnissen lebende marginalisierte Favela-Bevölkerung zeigen diese Szenarien die negativen Seiten einer aktuell wieder zunehmenden Verwundbarkeit auf. Oder anders ausgedrückt: Probleme durch Informalität und Marginalisierung sind in Form von Hunger und zunehmender Verarmung eine besonders hässliche Erscheinung im „Land der Zukunft“ und unterstreichen die weiterhin vorhandenen, für Brasilien fast schon intrinsischen gesellschaftlichen Ungleichheiten.

Anmerkungen

1 IBGE (Instituto Brasileiro de Geografia e Estatística; Statistikamt Brasiliens); Angaben des IBGE zur Schätzung / Prognose der Einwohnerzahl zur Jahresmitte 2020. Hervorzuheben ist dabei, dass knapp 22 % der Einwohner Brasiliens in den 17 Metropolen des Landes mit über 1 Mio. Einwohnern leben (bei steigender Tendenz der Bevölkerungskonzentration auf die Großstädte des Landes, was ein Anzeichen dafür ist, dass es sich bei der Verstädterung in Brasilien v. a. um einen Prozess der Metropolisierung handelt).

2 Siehe zu den (aktuellen) Herausforderungen der Stadtentwicklung in Brasilien u. a. Zirkl et al. (2017): Von Leuchttürmen und Hinterhöfen. Brasilianische Metropolen zwischen Konsolidierung und neuen Herausforderungen. In: Geographische Rundschau 69 (4), S. 16–21.

3 Siehe hierzu u. a.: Zirkl, F. (2015): Gewalt und räumliche Fragmentierung in brasilianischen Großstädten: Favelas als ex-territoriale Enklaven des Drogenhandels. In: Korf, B.; Schetter, C. (Hrsg.): Geographien der Gewalt. Kriege, Konflikte und die Ordnung des Raumes im 21. Jahrhundert. Stuttgart: Bornträger, S. 188–201.

4 Das IBGE charakterisiert Favelas durch ihre illegale / informelle Landnahme sowie die meist informelle Bebauung, zudem ist von einer Größe von mindestens 50 Behausungen auszugehen.

5 Als ein Beispiel jüngerer Datums sind hier stellvertretend die „Ordnungsmaßnahmen“ (Vollstreckung von Haftbefehlen gegen Drogenhändler) der Polizei in der Favela Jacarezinho in Rio de Janeiro zu nennen, als am 6.5.2021 eine große Anzahl an Polizisten in das Marginalviertel eindrang. Bei diesem Polizeieinsatz kamen 28 Menschen – darunter ein Polizist – ums Leben.

6 Vgl. zur Genese, Bedeutung und zu den Strukturen solcher Initiativen zur Abfalltrennung und Wertstoffeffassung u. a. Zirkl, F. (2005): Nachhaltige Abfallwirtschaft in Brasilien. Die Bedeutung der Mülltrennung und Wertstoffeffassung in brasilianischen Kommunen. In: Kohlhepp, G. (Hrsg.): Wirtschafts- und sozialräumliche Strukturwandlungen und Interessenkonflikte in Lateinamerika. Tübingen, S. 443–467.

7 Siehe im Überblick und im Speziellen zur „Modellstadt“ Curitiba Zirkl, F. (2007): Die Bedeutung der urbanen Ver- und Entsorgung für eine nachhaltige Stadtentwicklung in Brasilien. Das Fallbeispiel Curitiba. Tübingen.

8 Zur Verbindung von unterschiedlichen Perspektiven auf Marginalisierung und Informalität bezüglich der Abfallthematik und der Lebensbedingungen von Wertstoffsammlern siehe u. a. Hafner, R.; Zirkl, F. (2019): Waste De_marginalised? A Comparative Analysis of the Socio-Economic Effects of In_formal Recycling Activities. Argentina, Brazil and Germany Revisited. Journal für Entwicklungspolitik XXXV(2-3): S. 145–167.

9 Siehe zum sozialökologischen Wandel in Brasilien u. a. Coy, M.; Zirkl, F. (2017): Brasilien: Chancen und Limitationen sozial-ökologischer Transformation. In: Brand, K.-W. (Hrsg.): Die sozial-ökologische Transformation der Welt. Ein Handbuch. Frankfurt, New York, S. 373–402.

Favela-Pastoral als Herausforderung für die Evangelisierung

Pastoral tätig sein, wo die Welt der Armen gegenwärtig ist

Von Mons. Luiz Antônio Pereira Lopes, Rio de Janeiro

In diesem Beitrag sollen verschiedene Initiativen vorgestellt werden, die im Lauf des 44-jährigen Bestehens der Favela-Pastoral in die Tat umgesetzt wurden, es soll aufmerksam gemacht werden auf das herausfordernde Umfeld für die Evangelisierung in den Gebieten, in denen sich in Rio de Janeiro besonders viele bedürftige Menschen konzentrieren. Die Zielsetzung besteht nicht darin, bestimmte Themen oder Fragestellungen in allen Einzelheiten darzustellen, vielmehr geht es darum, das „kleine Gesicht“ dieser Realität zu zeigen und einen ganz aktuellen Blick auf die Verhältnisse zu werfen, die in diesen Gebieten mit einer sehr ausgeprägten sozialen Ungleichheit vorherrschen.

Wir von der Favela-Pastoral arbeiten, um ein Zeichen des Reiches Gottes zu sein. Eine unserer Leitlinien dabei ist das, was die Kirche als Verpflichtung übernommen hat, nämlich pastorales „Tätigsein“ an Orten, wo wir erkennen, dass die Welt der Armen immer stärker unter uns gegenwärtig ist.

In den Anschauungen von Papst Franziskus stoßen wir Tag für Tag auf neue Wege, die Evangelisierung und Stadtpastoral zu praktizieren, oder entdecken sie wieder.

Fast die Hälfte der Haushalte verfügt nicht über eine Abwasserentsorgung

Im Stadtbezirk Rio de Janeiro leben 6.320.446 Menschen, davon 1.443.773 in schutzbedürftigen Gegenden.¹ Aktuelle Schätzungen kommen auf 1.770.000 Einwohner, das ist ein Drittel der Gesamtbevölkerung der Stadtgemeinde Rio de Janeiro.

In Anbetracht der Gewaltrate in diesen Gegenden liegt es auf der Hand, dass der Drogenhandel zum Hauptfaktor für die zunehmenden Gewaltausbrüche und zu einem der größten Hindernisse für die Präsenz staatlicher Macht geworden ist. Bekannt ist auch, dass Brasilien weltweit an der Spitze steht als

das Land mit den meisten Todesopfern durch Gewalt. Etwa 16 Millionen Frauen über 16 Jahren wurden im vergangenen Jahr Opfer irgendeiner Art von Gewalt.² Die Hauptopfer waren in 76 % aller Fälle zwischen 16 und 34 Jahren. Verbale Beleidigungen, Drohungen und Stalking waren die häufigsten Vorfälle, die oft heruntergespielt werden, um die schmerzvolle Realität zu verbergen. Manche haben im Hinblick auf die Gewalttätigkeit völlig resigniert.

Was das Fehlen von Basisinfrastruktur betrifft, ist zu erwähnen, dass fast die Hälfte der brasilianischen Bevölkerung (47 %) nach wie vor keinen Zugang zu Abwasserentsorgungssystemen hat, das sind knapp 100 Millionen Menschen. Und über 16 % der Bevölkerung, etwa 35 Millionen Menschen, haben keinen Zugang zur Trinkwasserversorgung.³

Durch die Corona-Pandemie hat sich die Lage noch mehr zuspitzt: Bereits in der Anfangsphase hatten 70 % der Familien in den Favelas Einkommensverluste. So alarmierend das auch für uns klingen mag: Dieses Bild zeigt uns für die unmittelbare Zukunft einen Zustand „sozialer Konvulsion“, wie Renato Meirelles feststellt, der Gründer des *Instituto Locomotiva* für Meinungsforschung, der in Zusammenarbeit mit dem Dachverband der Favela-Organisationen CUFA das Forschungs- und Umfrageinstitut „Data Favela“ gegründet hat.⁴

Zusammenfassend ist festzustellen, dass die Erhebungen eine völlige Abwesenheit staatlicher Stellen in den Favelas belegen. Am Rande sei angemerkt, dass die einzige Art des Staats, Präsenz zu



zeigen, in Repression besteht, und zwar über das Staatssekretariat für öffentliche Sicherheit, kurz: die Polizei.

Angesichts dessen kommt sowohl der katholischen Kirche als auch den Kirchen der verschiedenen anderen Konfessionen eine grundlegend wichtige Rolle zu, wenn es darum geht, im Geist der Zusammenarbeit und des Dialogs einen Beitrag zu leisten und Antworten auf die Schwierigkeiten der Bewohner dieser Viertel zu finden. Gewollt oder ungewollt gehen sie dazu über, die Abwesenheit staatlicher Institutionen zu kompensieren.

Wie dürften wir denn die Abwesenheit des Staats kritisieren, wenn auch wir selbst abwesend sind? Wie das Evangelium verkündigen, ohne es zu praktizieren? Aus dem Evangelium entspringen Prinzipien für die Organisation sozialen Lebens und Achtung für die menschliche Würde.

Wegen all der genannten Umstände ist das Engagement aller Religionen dringend erforderlich, als praktisches Tun, das uns für die Menschheitsfamilie empfindsam macht und uns spüren lässt, dass wir allen geschwisterlich verbunden sind.

Pastorale Arbeit muss „Kirche im Aufbruch“ sein

Es stellt sich die Frage: Wie kann man heutzutage, in einer Zeit so vielfältiger sozialer Bedürfnisse, eine Favela-Pastoral in die Tat umsetzen? Wie kann man in einer so leidgeprüften Welt von Gott sprechen?

Heute gibt es neue Gesichter der Armut, die uns jeden Tag vor Herausforderungen stellen, gerade weil es eine große Vielfalt von Zusammenhängen gibt, die unserer Aufgabe auch eine kritische Reflexion abverlangt, der eine Gemeinschaftserfahrung vorausgeht.

Selbst wenn die Dinge stets sehr herausfordernd und komplex sind, darf das keine Ausrede sein, nicht zu handeln und nachzudenken. Im aktuellen Kontext ist Unterlassung dem, was wir glauben, gelinde gesagt, diametral entgegengesetzt. Wir müssen also unser pastorales Handeln überprüfen, neu denken und anders denken, zusammenarbeiten, der Gemeinde zuhören, denn um einen Beitrag zur Erlösung zu leisten, braucht man die Fähigkeit, der Gemeinde Gehör zu schenken.

Diese pastorale Arbeit muss „innerhalb und außerhalb der Kirchenmauern“ stattfinden, wie auch von Papst Franziskus oft betont wurde: Ich will eine Kirche „im Aufbruch“.⁵

Abbildung Seite 27:

Die Favela São Pedro in Rio de Janeiro gilt als eines der Zentren der Drogenbanden: Die Häuser scheinen am Berg hang zu kleben.

In den Anfangszeiten der Favela-Pastoral haben wir zunächst dafür gesorgt, in jeder Favela im Zuständigkeitsbereich der Erzdiözese São Sebastião in Rio de Janeiro geeignete Räumlichkeiten zu finden. Das Ziel bestand darin, einen Raum physisch kenntlich zu machen und den Bewohnern zu zeigen, dass unsere Präsenz für eine Umgestaltung steht, wie sie auch im Dokument 105 der brasilianischen Bischofskonferenz CNBB gefordert wird.⁶ Unsere Rolle muss darin bestehen, Institutionen und Menschen miteinander zu verbinden, die sich den Anliegen der Ärmsten verschrieben haben, denn die Grundrechte sollen laut Artikel 5 unserer Verfassung für alle gewährleistet sein.⁷

In seiner Ansprache in der *Favela da Varginha* anlässlich des Weltjugendtages hat uns Papst Franziskus die Dimension der vor uns liegenden Aufgabe bewusst gemacht: Die Kirche ist „Anwältin der Gerechtigkeit und Verteidigerin der Armen“⁸. Das Schlussdokument von Aparecida verfolgt die gleiche Linie der besonderen Fürsorge für die Bedürftigsten und Schutzlosesten unserer Gesellschaft: Die Kirche vertritt die Sache der Armen und wird zur Begleiterin auf ihrem Weg, indem sie danach strebt, ihre Anliegen zu verteidigen, denn die Kirche ist zur „Anwältin der Gerechtigkeit und der Armen bestellt“.

Hier sei auch noch einmal auf die Bedeutung der Katholischen Soziallehre für die Gesamtheit unseres Handelns verwiesen.⁹

Zweifelsohne können wir an vielen Orten auf die Mitarbeit verschiedener pastoraler Akteure bauen, die sich „aufrichtig und in der Tugend der Armut“ in den Dienst der Bedürftigsten der Gesellschaft stellen, um denen zu helfen, die Not leiden.¹⁰

Unser pastorales Handeln erfolgt „vernetzt“ mit den verschiedenen Teilen der Gesellschaft: mit dem Vikariat für soziale Nächstenliebe, das die sozio-transformative Tätigkeit in der Ausbildung von neuen Priestern und Laien übernimmt, Obdachlosenpastoral, Pastoral für gefährdete Kinder und Jugendliche, Kinderpastoral, Gefängnispastoral, Umweltpastoral, Gesundheitspastoral und der von Adveniat im Kontext der Olympischen Spiele in Rio mitinitiierten Kampagne *Rio se move* (Rio bewegt sich). Dazu gehören auch folgende Bereiche außerhalb der Kirche:

die UN mit dem Habitat-Programm; *Defensoria Pública* (Verteidigungsstaatsanwaltschaft) mit dem Bereich für Grundstücke und Wohnen „NUTH“ der Regierung des Bundesstaates Rio de Janeiro; die Kommission für Wohnungsangelegenheiten des Stadtrates der Stadtgemeinde Rio de Janeiro; die Kommission für Gesamtplanung – Stadtgemeinde Rio de Janeiro; die Architektenkammer CAU; die brasilianische Anwaltskammer OAB mit der Menschenrechtskommission, dem Rat für den Schutz der Rechte von Minderjährigen und dem Bezirksrat für Gesundheitsfragen; der Bürgerrat für Wohnungsfragen; die Päpstliche Katholische Universität PUC-Rio mit den Abteilungen für soziale Fürsorge, für Zivilrecht, für Kommunikation und der Abteilung für Theologie; die Bundesuniversität Rio de Janeiro UFRJ mit der juristischen Fakultät und der Fakultät für Umwelt; die Bundesuniversität Fluminense UFF mit der Fakultät für Architektur; die Community-Radiostation *Grupo Piratininga*; die Anwohnervereinigung *Conselho Popular*.

Alle genannten Einrichtungen und Abteilungen zielen darauf ab, direkt oder indirekt bei der Fortbildung der Beteiligten mitzuwirken, wobei die soziokulturelle Wertschätzung und das Wachstum aller als grundlegend verstanden wird. Darüber hinaus werden auch Veränderungen im religiösen Bereich spürbar. Auf diese Weise erzielen wir eine effektivere Wirkung – eine Erfahrung, bei der Lehrer und Schüler lehren und voneinander lernen.¹¹ Die Ausbildung geht einher mit dem Zugegensein/Zeichen der Kirche und prägt und wertschätzt die Menschen in den Favelas.

Als Leitfaden und Grundlage für die pastorale Arbeit wurde anlässlich des Meilensteins „40 Jahre Favela-Pastoral“ ein Handbuch über den Werdegang und die Entwicklung der Aktivitäten erarbeitet.

Wir haben uns darin zunächst mit der Herausbildung des Begriffs „Favela“ und der Entstehung der Armenviertel beschäftigt und Anleitungen für Bibelkreise und biblische Reflexionen angefügt mit Themen, die für die Situation in den Favelas relevant sind, und mit dem übergeordneten Ziel, „Glauben und Leben“ zu verbinden.¹²

Um die Zielsetzung einer sozio-transformativen Tätigkeit, einer Veränderung des Systems der sozialen Beziehungen im Netzwerk mit der Aktion *Rio se move* (Rio bewegt sich), der Architektenkammer CAU und Adveniat zu untermauern, haben wir unseren Beitrag geleistet mit sozialpädagogischen, ökologischen und bürgerrechtlichen Bildungsprojekten unter unserer Leitung und bieten Treffen, Seminare, Exerzitien, Exkursionen und Besuche in Naturschutzparks an. Wir ermöglichen auch den Zugang zur Trinkwasserversorgung (Leitungen, Filter und Wassertanks), zu Abwasserentsorgungsprojekten (Verlegen von Leitungen und Bau von Sickergruben) sowie zur Wahrnehmung des Rechts auf Land und angemessenen Wohnraum mit der Nutzung von städtischem

Land gemäß der brasilianischen Verfassung.¹³ Damit bedacht werden konnten die Siedlungen *Chácara do Catumbi* (30 Familien) und *Comunidade Mangueirinha* (250 Familien) – ein Kampf, der nach 30 Jahren gewonnen wurde. Dabei sollen die Unterstützungs- und Soforthilfemaßnahmen in der Zeit der Pandemie nicht vergessen werden, wie zum Beispiel die Verteilung von Lebensmitteln, Reinigungsmitteln, Masken, Desinfektionsgel, Medikamenten und Kleidung. Ein großer Teil davon waren Spenden von Adveniat, Caritas, dem Verein *Evangelizar é Preciso* (Evangelisieren ist notwendig), der Kampagne *Rio se move*, Lebensmittelfirmen und Mitgliedern der Kirchengemeinden. Um effektiver sein zu können, veranstalten wir wöchentliche Treffen. Die Leitung der Pastoral kommt zusammen, um Agenda, Planung und Bedarf zu erarbeiten. Es finden Besuche in den Gemeinden statt, meist, um den Bedarf zu erfassen und die Versorgung zu organisieren. Die Bildungstreffen finden viermal pro Jahr statt, die Umweltexkursion einmal jährlich. Wöchentliche Gottesdienste und jährliche Exerzitien sind ebenfalls Teil der Verpflichtung zu praktischem Engagement der Teilnehmer. Die Regeln der Weltgesundheitsorganisation WHO werden dabei stets berücksichtigt. Aus diesen Aufgaben heraus versuchen wir, Bewusstseinsbildung zu betreiben und Anwalt für Gerechtigkeit und Wahrheit zu sein.¹⁴

Herausforderungen für die Favela-Pastoral in der Zeit der Pandemie

Die wichtigste Herausforderung besteht darin, in der Pandemie- und Post-Pandemiezeit zu überleben, denn es sind die Armen, die zurzeit am meisten leiden. Abstandhalten ist wünschenswert und notwendig, jedoch fast unmöglich, weil die Häuser so eng aneinandergelagert sind. Die Hygieneregeln, die den Gebrauch von Desinfektionsgel, Seife und Masken empfehlen, kommen teuer und sind kaum einzuhalten in vielen Favelas, wo es nicht immer einen Anschluss mit fließend Wasser gibt.¹⁵

Die Pandemie konfrontiert uns mit einer für die Ärmsten besonders grausamen Realität. Die schnelle Verbreitung der Informationstechnologien bestraft die Ärmsten, denn es fehlt nicht nur der Zugang zu einem qualitativ guten Internet, sondern auch Geld für den Anschluss und den Kauf der erforderlichen Geräte. In einer Welt der Informationstechnologien wird die digitale Inklusion zu einer zusätzlichen Herausforderung in den Favelas.¹⁶

Angesichts der realen Gewalt hat man sich daran gewöhnt, zeitweise „in den Katakomben zu leben“. Drogenhandel sowie Schießereien zwischen Banden und mit der Polizei bedrohen jeden, auch die Evangelisierung und die Pastoralarbeit insgesamt. Wir wertschät-

zen immer mehr Vorsitzende von Anwohnervereinigungen, die die Realität vor Ort gut kennen und bei allen bekannt sind. Aus Sicht der Favela-Bewohner bedeutet das Zusammenleben mit Gewalt unter den derzeitigen Rahmenbedingungen immer auch einen Kampf um das Leben.¹⁷

Personen mit Führungspotenzial in den Favelas aufbauen und zusammenbringen

Die anerkannten führenden Köpfe vor Ort werden von allen bestürmt: von Politikern, von Nichtregierungsorganisationen, ja sogar von der Drogenmafia. Die Vorsitzenden der Anwohnervereinigungen und das Leben in den Gemeinschaften entwickeln und erhalten sich in Abhängigkeit von der Stärke ihrer Leiter. Sie gedeihen und stillen die Bedürfnisse der Gruppen, weil sie an die Kraft der organisierten Bewohnerschaft glauben. Ohne diesen Geist der Zusammenarbeit und des Dialoges würden wir nicht alle erreichen. Es geht hier darum, „mit“ den Menschen und nicht für die Menschen zu arbeiten – mit ihnen gemeinsam¹⁸; ein Tätigwerden für den Wiederaufbau beruht immer auf gemeinsamen Bemühungen und Entscheidungen.

Es gibt ständige Forderungen der Favela-Bewohner an die staatlichen Stellen. Da der Staat den Bürgern gehört, haben auch sie selbst die Verpflichtung, sich gut um das Gemeinwohl zu kümmern und sich durch Abstimmungen oder durch andere formelle und informelle Möglichkeiten an der Überwachung und Kontrolle staatlichen Handelns zu beteiligen. Der Staat hat die Pflicht, die Grundrechte der Bürger zu schützen, so die Bundesverfassung von 1988. Der Gemeinschaft obliegt es, von der öffentlichen Gewalt den Schutz ihrer Rechte einzufordern. In Wirklichkeit sehen wir, dass der Staat von den Favelas weit entfernt ist. Die staatlichen Stellen „verriegeln die Türen“ und schließen erst wieder auf, wenn Wahlen anstehen, denn schließlich muss man an der Macht bleiben. Doch tagtäglich ignorieren sie diesen Teil der Bevölkerung, um den sie sich eigentlich kümmern sollten.¹⁹

Eine Arbeit wie die unsere kann nicht gelegentlich oder sporadisch geleistet werden; sie muss auf Dauer

angelegt sein. Es ist jedes Mal eine neue Herausforderung, zusammenzukommen, um die Probleme, die die Favelas betreffen, zu diskutieren und Lösungen dafür zu finden. In einer Welt von Individualisten können wir nicht auf vorgefertigte Antworten zurückgreifen und Lösungen aus dem Hut zaubern. Alles verlangt von uns eine verlässliche und dauerhafte Präsenz. Nur so gelangen wir zu guten Ergebnissen. Wir wollen über einen Assistenzialismus, ein reines Versorgungsprogramm, hinausgehen und uns als soziale Fürsorge definieren. Mit anderen Worten: Unser Ziel besteht darin, die Menschenrechte zu wahren, die sie als Teil der Gesellschaft innehaben und die viele von ihnen nicht kennen.²⁰

Minderwertigkeitsgefühle überwinden

Der Mensch ist in vielen Fällen in dem gefangen, was die Gesellschaft als Wert präsentiert. Wie leben in einer globalisierten und konsumorientierten Gesellschaft, die, weil sie jeden Menschen erreicht, letztendlich auch die Armen in diese Realität hineinzieht. Wir können nicht leugnen, wie sehr die negativen Folgen letztendlich das Aktivwerden als Bürger durchkreuzen. Wir begreifen, dass für arme Menschen alles sehr schwierig ist, und sind nicht in der Lage, Perspektiven für unmittelbare Verbesserungen aufzuzeigen. Diese Schwierigkeiten stellen uns vor die Frage: Wie können wir einen Weg für die Evangelisierung und die Förderung der menschlichen Entfaltung erschließen? Der Weg der Solidarität zwischen den Menschen und denjenigen, die sich der Sache verschrieben haben, ist grundlegend wichtig, denn: „Ein Traum, der alleine geträumt wird, ist ein einsamer Traum. Der gemeinsam geträumte Traum ist ein Traum, der verwirklicht oder diskutiert werden kann, damit er wahr werden kann.“ (José Maria Amaranto)

Abbildung Seite 31:

Pfarrer Kelder José (rechts) betreut in der Favela São Pedro in Rio de Janeiro die Gläubigen. Mit den Menschen spricht er über die anherrschende Gewalt in der Siedlung.

Ich möchte diesen Beitrag schließen mit einem Dank an alle Menschen und Einrichtungen, die das Leid der Ärmsten überall auf der Welt lindern, und die Ansprache von Papst Franziskus vor den Teilnehmern des Welttreffens der Sozialen Bewegungen am 28. Oktober 2014 in Erinnerung rufen. Dieses Treffen ist ein wichtiges Zeichen: „Ihr seid gekommen, um vor Gott, vor der Kirche, vor den Völkern eine Realität auszusprechen, die oft verschwiegen wird. Die Armen erleiden das Unrecht nicht nur, sondern bekämpfen es auch!“ Und des Weiteren sagte er: „Aus tiefstem Herzen lasst uns gemeinsam sagen: Keine Familie ohne Wohnung, kein Bauer ohne Land, kein Arbeitnehmer ohne Rechte, kein Mensch ohne die Würde, die die Arbeit bedeutet.“²¹

Diese Worte wurden gesprochen vor Menschen, die in prekären Beschäftigungsverhältnissen oder im informellen Sektor arbeiten, vor Migranten, Indigenen, Landlosen und Menschen, die entrechtet wurden. Es sind Worte, die uns alle anspornen, die wir auf die Gnade Gottes vertrauen und eine bessere Welt für alle wollen. Amen!

Der heilige Alberto Hurtado hat gesagt: „An unseren Taten erkennt unser Volk, dass wir sein Leid verstehen.“

Anmerkungen

- 1 IPP – Instituto Pereira Passos (kommunales Forschungsinstitut der Stadt Rio de Janeiro): www.rio.rj.gov.br/web/ipp/who-we-are
- IBGE – Instituto Brasileiro de Geografia e Estatística (Brasilianisches Institut für Geographie und Statistik): www.ibge.gov.br/
- FJP – Fundação João Pinheiro (staatliches Forschungsinstitut des Bundesstaates Minas Gerais): novosite.fjp.mg.gov.br/
- 2 IPEA – Instituto de Pesquisa Econômica Aplicada (Institut für angewandte Wirtschaftsforschung auf Bundesebene): www.ipea.gov.br/atlasviolencia/
- ABI – Associação Brasileira de Imprensa (brasilianischer Presseverband): www.abi.org.br/violencia-em-favelas-do-rio-aumentou-com-pandemia/
- ISP – Instituto de Segurança Pública (Institut für öffentliche Sicherheit des Bundesstaates Rio de Janeiro): www.isp.rj.gov.br
- 3 SNIS – Sistema Nacional de informações sobre Saneamento (Informationssystem über die Trinkwasserversorgung und Abwasserentsorgung des Ministeriums für Regionale Entwicklung): www.snis.gov.br
- 4 Vgl. observatoriodesigualdades.fjp.mg.gov.br/
- 5 Francisco, Papa: Exortação Apostólica Evangelii Gaudium. Paulus/Loyola, São Paulo 2014 (deutsche Übersetzung: www.vatican.va/content/francesco/de/)

apost_exhortations/documents/papa-francesco_esortazione-ap_20131124_evangelii-gaudium.html).

6 CNBB: Cristãos leigos e leigas na igreja e na sociedade. Documentos da CNBB 105. Brasília 2018.

7 Verfassung der Föderativen Republik Brasilien www.stf.jus.br/arquivo/cms/legislacaoConstituicao/anexo/CF.pdf.

8 CELAM: Documento de Aparecida, 395 (deutsche Übersetzung: weltkirche.katholisch.de/Portals/o/Dokumente/DBK_Aparecida_2007.pdf); www.vatican.va/content/francesco/de/speeches/2013/july/documents/papa-francesco_20130725_gmg-comunita-varginha.html).

9 Bigo, Pierre: A Doutrina Social da Igreja. Loyola, São Paulo 1969
Bigo, Pierre; Ávila Fernando B.: Fé cristã e Compromisso social da Igreja. São Paulo 1982.

10 CELAM: Documento de Aparecida, 540 (deutsche Übersetzung: weltkirche.katholisch.de/Portals/o/Dokumente/DBK_Aparecida_2007.pdf).

11 Freire, Paulo: Pedagogia do oprimido. Ed. Paz e Terra.

12 Pastoral de Favelas: 40 anos. „Por uma moradia digna (Manual). Vida apesar de tudo.“ (Auch verfügbar auf facebook.com/PastoralFavela/).

13 Vgl. Art. 5 Abs. XXIII der brasilianischen Verfassung von 1988

14 Dokumentarfilm „Vida apesar de tudo“ auf dem YouTube-Kanal der Favela-Pastoral: www.youtube.com/channel/UC5VuKauwzhUECej8dNivWbQ.

15 Vgl. www.epsjv.fiocruz.br/podcast/covid-19-favelas-fiocruz-aponta-que-pandemia-tem-mais-impacto-em-areas-pobres-do-rio; www1.folha.uol.com.br/equilibrioesaude/2020/03/moradores-da-cidade-de-deus-criam-gabinete-de-crise-contra-coronavirus.shtml;

www.gazetadopovo.com.br/vida-e-cidadania/efeitos-da-pandemia-nas-favelas-vaio-muito-alem-da-doenca.

16 Vgl. portal.aprendiz.uol.com.br/content/inclusao-digital-em-favelas-brasileiras-ainda-e-desafio.

17 Community-Journalistin Thaís Cavalcante, Favela-Komplex Maré: www.theguardian.com/global-development/2017/aug/19/rio-de-janeiro-olimpiadas-a-visao-das-favelas-temos-que-lutar-pela-vida-ao-conviver-com-a-violencia (auch in Englisch verfügbar).

18 DEDIHC – Departamento de Direitos Humanos e Cidadania (Abteilung für Menschenrechte und Staatsbürgerschaft): www.dedihc.pr.gov.br/modules/conteudo/conteudo.php?conteudo=131.

19 Silva de Almeida, Ana Maria: Educar para Cidadania. comum.rcaap.pt/bitstream/10400.26/21859/1/TESE%201%c2%aa%20parte.pdf.

20 Farina, S. M. et al.: Carta a Paulo Freire: Como superar o assistencialismo por meio de uma prática educativa como caráter crítico-libertador? <https://doi.org/10.22633/rpge.v24i2.13300>.

21 Ansprache beim Welttreffen der Sozialen Bewegungen: ordosocialis.de/wp-content/uploads/Ansprache_vom_28-10-14.pdf.





Oase für Verfolgte in Mexiko-Stadt

In der „Casa Mambré“ betreuen Scalabrinianer-Schwestern Flüchtlinge aus Mittelamerika
Von Sandra Weiss (Text) und Hans-Maximo Musielik (Fotos)

Nayeli schaut aus dem Autofenster und lässt die fremde Großstadt auf sich wirken: Hupende Autos und lila blühende Jacaranda-Bäume. Fliegende Händler, die an den Straßenampeln lautstark Getränke, Kaugummis und Plastikspielzeug anpreisen. Fußgänger, die in Menschengruppen über die breiten Alleen hasten. Sie sieht glitzernde, moderne Hochhäuser und behäbige Jugendstilvillen. Ab und zu zweigt ein Sträßchen ab in Viertel, in denen unverputzte Häuser dicht aneinandergedrängt stehen, umgarnt vom chaotischen Kabelgewirr der Telefon- und Stromleitungen.

Durch das halb heruntergelassene Fenster des Wagens dringt der Duft der Stadt bis unter ihre Gesichtsmaske: dunkle Abgas-Rußwolken, gemischt mit der süßlichen Note von Maisfladen, einer blumig-würzigen nach Orangenblüten und ab und zu dem aus einem Gulli aufsteigenden, penetranten Geruch nach Abwasser.

Seit drei Monaten ist Nayeli in Mexiko-Stadt. Eine junge, schlanke Mutter mit ebenmäßigen Gesichtszügen und einem ernsten Blick. Die Megametropole mit 20 Millionen Einwohnern ist noch immer ein fremdes, überwältigendes Etwas für die 24-jährige aus Honduras. Hier wird in vier Monaten das Kind geboren, das sie in ihrem Bauch trägt, weshalb sie heute zum Frauenarzt zur Kontrolle fährt. Es ist ihr drittes. Eines, dem sie das Schicksal seiner beiden älteren Geschwister ersparen will. Die Armut, die Schläge, die Aussichtslosigkeit, mit der sie in Honduras Tag für Tag konfrontiert war. Könnte Mexiko-Stadt die Befreiung bringen? Nayeli seufzt. „Ich weiß es nicht. Manchmal habe ich Angst.“ Angst, nicht gewappnet zu sein für die Zukunft.

Abbildung Seite 32:

Eine Migrantin des Garifuna-Volkes aus Guatemala geht mit ihrem Sohn zur Krankenstation der „Casa Mambré“.

Abbildung Seite 33:

Schwester Arlina mit den Kindern auf dem Weg zum Park.

Angst, kein wirtschaftliches Auskommen zu finden. Angst, alleine zu sein. Angst, ihrem Peiniger, aus dessen Griff sie sich gerade gelöst hat, wieder in die Fänge zu geraten. An jeder Ampel, auf jedem Motorrad, an jeder Straßenecke vermutet sie ihn oder seine Späher. Selbst jetzt, auf der Fahrt zur Routineuntersuchung beim Frauenarzt, lässt sie Sonnenbrille und Mundschutz auf, um nicht so leicht erkannt zu werden. Seit einem Jahr ist sie auf der Flucht vor ihm, zweimal hat er sie wieder aufgespürt. Zweimal konnte sie entkommen. Aber ihr Peiniger gibt nicht leicht auf. Er ist gefährlich, sagt sie. Und er ist der Vater ihrer Kinder. Gewalttätig sei er, und gut in der Unterwelt Mittelamerikas vernetzt. Drogen, Mord, Waffenschmuggel, Zuhälterei, Schutzgelderpressung, Menschenhandel – was genau er treibt, hat er Nayeli nie erzählt. „Ich will es auch gar nicht wissen. Das ist sicherer für mich“, hat sie eines der ehernen Gesetze der Unterwelt verinnerlicht.

Manchmal war er tagelang verschwunden, kam mitten in der Nacht angetrunken oder unter Drogen nach Hause, riss ihr die



Kleider vom Leib oder prügelte sie grün und blau unter den Augen ihrer Kinder. Er war nicht der Erste, der das tat. Schon ihr Vater war Alkoholiker und hatte sie und ihre vier Geschwister geschlagen. Mit elf wurde sie von einem Nachbarn missbraucht und bedroht. Sie traute sich nicht, ihren Eltern davon zu erzählen. Mit 15 verliebte sie sich in einen Nachbarsjungen, ihren späteren Peiniger. Weil er schon damals im Ruf stand, einer Mara, einer kriminellen Jugendbande, anzugehören, verbot ihre Mutter ihr den Umgang – auch mit Schlägen. Doch Nayeli wollte nicht von ihrer ersten großen Liebe lassen. Er umwarb sie mit Geschenken und schönen Worten. Von der Mutter wurde sie schließlich im Streit aus dem Haus geworfen.

Bei der Schwiegermutter, bei der Nayeli einzog, ging es genauso weiter. „Nichts war ihr recht, entweder war ich ihr zu viel auf der Straße oder sie beschwerte sich, weil ich nur zu Hause auf dem Sofa saß“, erzählt sie. Wieder Schläge, dann eine Fehlgeburt.

Abbildung Seite 34:

Auf dem Weg zum Krankenhaus zeigt Nayeli die jüngsten Ultraschallbilder.

Abbildung Seite 35:

Doktor Carlos Andrés Laríza kommt ebenfalls aus Honduras. Er hatte die Möglichkeit, in seinem Land und in Deutschland Medizin zu studieren. Jetzt hilft er bei den medizinischen Bedürfnissen der Herberge.

Schließlich kam ihr Sohn Henry auf die Welt (8), anschließend Tochter Ana (4). Dann begannen die kriminellen Jugendbanden einen Krieg um ihr Dorf. „Eines Tages lieferten sie sich vor Henrys Schule eine Schießerei“, erzählt Nayeli. Das honduranische Heimatdorf war nicht mehr sicher für den Vater ihrer Kinder. Sie versteckte sich mit ihm in einer Berghütte, ohne fließend Wasser, ohne Strom. Er wurde zunehmend neurotisch. „Er misstraute mir, folterte mich, und eines Abends bedrohte er mich mit einem Messer und fügte mir Schnittwunden zu“, schildert Nayeli. Am nächsten Tag gab sie einen Besuch beim Kinderarzt vor, stieg in den Bus und floh mit den Kindern in die nächstgrößere Stadt. „Ich hatte nur die Schulrucksäcke dabei, mit Kleidern zum Wechseln, wichtigen Papieren und den Schulsachen“, erinnert sie sich. Eine Zeitlang kam sie bei der Großmutter unter, ihre Mutter, erfuhr sie dort, war inzwischen in die USA migriert.

In ihr wuchs der Wunsch, zur Mutter zu gehen.

Weit weg, in ein fremdes Land, wo sie neu anfangen konnte. „Meine Großmutter gab mir etwas Geld, und ich stieg mit den Kindern in einen Bus nach San Pedro Sula“, erzählt sie. Von der Industriestadt im



Norden von Honduras starten die meisten Flüchtlingskarawanen, mit denen die Ärmsten der Armen Mittelamerikas die Reise gen Norden unternehmen. Zu Fuß, in öffentlichen Verkehrsmitteln und als blinder Passagier auf Güterzügen. Einer dieser Karawanen wollte sich Nayeli anschließen, die Gemeinschaft bietet etwas Sicherheit auf dem gefährlich Weg nach Norden. Doch am Busbahnhof traf sie auf ihren Peiniger. Er arbeitete inzwischen als Schlepper. „Er war verändert, ruhiger, und bot mir an, mich und die Kinder nach Mexiko zu bringen“, schildert Nayeli. Sie traute sich nicht, nein zu sagen. Auch nicht, als er in der Nacht wieder in ihr Bett kam. Er brachte sie in die süd mexikanische Stadt Tapachula an der Grenze zu Guatemala, besorgte ihr einen Job in einer Bar und eine Unterkunft in einem Verschlag aus Wellblech und Sperrholz. Dann begannen die Schläge von neuem. Er vertrank ihr Geld, sie und die Kinder litten Hunger. Verzweifelt, mit entstelltem Gesicht und blutigen Lippen versuchte sie sich vor ein Auto zu werfen. Passanten konnten das verhindern. So landete sie zusammen mit ihren Kindern in der Obhut des UN-Flüchtlingshilfswerks. Am nächsten Tag saß sie mit den Kindern und einem

Flüchtlingsausweis in einem Bus nach Mexiko-Stadt. Sie hatte eine Telefonnummer und eine Adresse. „Casa Mambré“ hieß ihr Ziel. Die Flüchtlingsunterkunft wird vom Scalabrinianer-Orden betrieben und von Adveniat unterstützt. Dort finden humanitäre Notfälle wie Nayeli Schutz. 50 Heimplätze gibt es in der Casa Mambré – von insgesamt 200 in Mexiko-Stadt. Das Gebäude liegt im Herzen der Großstadt, ein unscheinbarer, zweistöckiger Betonbau mit einer hellgrauen Metalltür. Daneben das Außenministerium, dahinter ein verschachteltes Arbeiterviertel, in dem sich redliche Familien die Innenhöfe mit Diebes- und Drogenbanden teilen. Nichts lässt von außen vermuten, wer in der „Casa Mambré“ wohnt. Doch eine Kamera im Eingangsbereich filmt jede Bewegung. Ein Wachmann notiert die Namen aller Personen, die ein- und ausgehen. Alle müssen durch einen Metalldetektor. Diskretion und Sicherheit sind der Heimleiterin Arlina Barral sehr wichtig. Denn bei ihr finden ausschließlich politisch Verfolgte und humanitäre Flüchtlinge, deren Leben in Gefahr ist, Unterkunft. Nayeli ist über die Sicherheit sehr froh. Zum ersten Mal in ihrem Leben kann sie hier etwas zur Ruhe kommen und muss sich nicht ständig Sorgen machen oder nach Gefahren Ausschau halten. In der „Casa Mambré“ ist für alles gesorgt: Dreimal am Tag gibt es Essen, wenn nötig neue Kleider und Hygieneartikel. Auf der Dachterrasse können die Kinder spielen, während ihre Mütter Wäsche waschen und zum Trocknen aufhängen. Dreimal die Woche



kommen ein Arzt und ein Psychologe vorbei und halten Sprechstunden ab. Sozialarbeiterinnen helfen bei Behördengängen oder malen, spielen und lernen mit den Kindern und Jugendlichen. Viele Migranten beantragen ein humanitäres Visum in Mexiko, andere – wie Nayeli – suchen um Schutz in Drittländern nach. Normalerweise ist der Aufenthalt in der „Casa Mambré“ auf drei Monate begrenzt – so lange dauert es meist, bis die Papiere geregelt sind. Doch die Pandemie hat die Aufenthaltsdauer verlängert. Nayeli darf sogar bis zur Geburt ihres dritten Kindes bleiben. „Da fiel mir ein Stein vom Herzen“, sagt sie. „Zum ersten Mal habe ich hier in der Casa Mambré Menschen getroffen, die mir ernsthaft zuhören, die mir helfen und mir guttun.“

So kann sie ihr noch junges Leben neu überdenken. Noch mehr aber geht es ihr um die Zukunft ihrer bald drei Kinder. Henry, ein stiller Junge mit großen,

dunklen Augen, habe viele schlimme Dinge gesehen, murmelt sie. Mit ihm geht sie einmal die Woche in der Casa Mambré zum Psychologen. „Er macht Fortschritte“, hat sie festgestellt. Er könne sich besser konzentrieren und streite weniger mit seiner Schwester. In der „Casa Mambré“ sind noch mehr Flüchtlingskinder, dort haben er und Ana inzwischen auch neue Freunde gefunden, mit denen sie auf der Dachterrasse Fangen spielen, die Pflanzen im Kräutergarten gießen oder gemeinsam mit Wasserfarben bunte Bilder malen. Ein Stück unaufgeregter Alltag für Kinder, die fast nur Ausnahmezustände kennen.

„Was ist denn das?“ fragt Schwester Arlina, als sie auf dem Weg zur Küche am Maltisch vorbeikommt. „Ein Sturm“, antwortet Henry ernst und fügt dem rot-blauen Wirbel noch ein paar schwarze Kreise hinzu. Barral hat viel zu tun, um die „Casa Mambré“ am Laufen zu halten. Sie ist ein wahres Multitalent, das alles im Blick hat. Krankenschwester, Managerin, Kindergärtnerin, Köchin, Psychologin, Berufsberaterin, Anwältin – all diese Rollen muss sie von Zeit zu Zeit übernehmen. Ihre Arbeit als Heimleitung beansprucht sie rund um die Uhr und fordert die organisatorischen Qualitäten der gelernten Betriebswirtin. Doch zwischendurch findet sie immer noch Zeit für eine Umarmung oder ein paar freundliche und persönliche Worte auf dem Treppenabsatz. Manchmal nimmt sie sich eine Stunde Zeit für einen Ausflug in den gegenüberliegenden Stadtpark mit den Kindern, wenn denen die Decke auf den Kopf

Abbildung Seite 36:

Schwester Arlina legt Decken zusammen. Krankenschwester, Managerin, Kindergärtnerin, Telefonistin, Köchin, Psychologin, Berufsberaterin, Anwältin – all diese Rollen muss sie von Zeit zu Zeit übernehmen.



fällt und sie Bewegung brauchen. Barral stammt ursprünglich aus einer kinderreichen Familie von den Philippinen, auch ihr Vater ging eine Zeitlang als Arbeitsmigrant nach Afrika. „Ich weiß, wie psychisch belastend diese Erfahrung ist“, sagt sie.

In ihrem schlauchähnlichen, gläsernen Büro im Erdgeschoss laufen alle Fäden der „Casa Mambré“ zusammen. Gerade hat sie eine Videokonferenz mit einer mexikanischen Senatsabgeordneten hinter sich. Politische Arbeit sei wichtig, sagt sie. Denn Migranten haben normalerweise keine Lobby. In der rechten Hand hält sie das blaue Handy, um eine Taxifahrt für drei Migranten zu organisieren, die zum Zahnarzt müssen. Dann klingelt auch noch das rote Handy, das sie in ihrer Westentasche stecken hat. Es ist die Migrationsbehörde, die Nachfragen hat zu einem Fall. Danach muss sie rasch noch den Putzplan erstellen, der die Migranten in die Haushaltsführung mit einbindet. Das hat nicht nur praktische Gründe: Feste Aufgaben und ein strukturierter Tagesablauf stärken das Verantwortungsbewusstsein und geben den Flüchtlingen Halt, weiß Schwester Arlina.

Ganz unterschiedliche Menschen treffen aufeinander

Das Zusammenleben ist nicht immer einfach. Denn in der „Casa Mambré“ treffen ganz unterschiedliche Menschen aufeinander und müssen ein paar Monate lang miteinander auskommen. Marina aus Honduras zum Beispiel. Sie ist erst 15 und kam ursprünglich mit ihrer Mutter nach Mexiko, weil ein Bandenchef die Minderjährige zu seiner Geliebten machen wollte. Mutter und Tochter beantragten humanitäres Asyl, doch dann verliebte sich die Mutter Hals über Kopf und zog mit ihrem neuen Gefährten nach Nordmexiko. Marina wollte nicht mit, sondern ihren Prozess auf humanitäres Asyl in Mexiko fortsetzen. Sie ist ein hübsches, ruhiges Mädchen mit einem herzlichen Lachen, mit Locken und großen, dunkelbraunen Augen. Marina zeichnet gerne und verbringt Stunden an ihrem Handy im Internet, um neue Vorlagen für ihre Bilder zu suchen. Zumeist sind es düstere Zeichnungen in Schwarz-Weiß mit Skeletten, in lange Gewänder gehüllten geheimnisvollen Frauen oder Fabelwesen.

Katia aus Guatemala ist eine extrovertierte Transsexuelle, die gerne die Mitbewohnerinnen und die Köchinnen schminkt und frisiert. Sie wurde zu Hause rausgeworfen, als sie 12 war, und fing an, in einem Schönheitssalon zu arbeiten. Doch sie wurde mehrfach festgenommen und von homophoben Polizisten misshandelt. Nachts traute sie sich nicht mehr auf die Straße, nachdem Freundinnen brutal ermordet worden waren. „In einer Großstadt wie Mexiko ist es für Menschen wie mich leichter, denn hier

gibt es mehr Toleranz“, sagt die 23-Jährige. Die „Casa Mambré“ ist für Katia die Anlaufstelle, von der aus sie sich langsam mit den Regeln und dem Leben in Mexiko-Stadt vertraut machen kann. „Die Schwestern respektieren und unterstützen mich, genauso wie alle anderen hier.“

Luís aus Kuba fühlt sich ebenfalls willkommen und fast wie zu Hause. Der hagere Taxifahrer und Automechaniker wurde in Kuba vom Regime verfolgt und wollte eigentlich in die USA, blieb aber in der Grenzstadt Tijuana hängen. Dort wurde der Mittvierziger Zeuge eines Gewaltverbrechens, was ihn ins Visier der Drogenkartelle rückte. In der „Casa Mambré“ fand er Zuflucht: „Ich verdanke den Schwestern mein Leben. Dafür werde ich ihnen für immer dankbar sein.“

Nayeli kennt die eine oder andere Geschichte. „Wir sitzen alle im selben Boot“, sagt sie, während Henry und Ana um die Tischtennisplatte rennen. Aber es gibt immer wieder Rückschläge, finstere Momente. Manchmal wacht sie nachts auf, schweißgebadet, nach Albträumen, in denen sie gefoltert wird. Noch immer ist sie psychisch schwer gezeichnet von der Gewalt, die sie seit ihrer Kindheit erfahren hat. „Neulich hatte sie nachts Krämpfe, und wir fuhren zum Notdienst ins Krankenhaus, aus Angst vor einer Fehlgeburt“, erzählt Schwester Arlina. Zum Glück konnten die Ärzte Nayeli wieder stabilisieren. „Dem Baby geht es gut“, sagt sie nach dem Besuch beim Frauenarzt und schaut auf das neueste Ultraschallbild, auf dem ein winziges Wesen mit menschlichen Umrissen in der Fruchtblase schwimmt. Noch befindet es sich in seiner eigenen Welt, durch die Plazenta abgeschirmt von der Welt da draußen. Von den Geräuschen und Gerüchen der Großstadt, von den Sorgen der Mutter, aber auch vom Lachen der Geschwister und der Sonne, die über dem Horizont der Metropolis hängt wie ein orangeroter Ball. Es ist der Moment des Innehaltens, des Wartens auf die Nacht und der Hoffnung auf einen neuen Tag. „Wir haben viel durchgemacht. Mit Gottes Hilfe wird die Zukunft besser werden“, sagt Nayeli.

Die Namen wurden auf Wunsch der Betroffenen und der Casa Mambré geändert.



Abbildungen Seite 38:

Köchin Rocío Padilla (links) bereitet mit Hilfe einer der Migranten das Essen zu (oben).

Von links nach rechts ein Teil des Casa-Mambré-Teams bei der Mittagspause: Jocelyn García, Verwaltung, Itzel Ortega, Sozialarbeiterin, José Gómez, Psychologe, Carlos Andrés Laríza, Allgemeinarzt (Mitte).

Henry (8) malt noch etwas, während Schwester Eréndira die Bilder anderer Kinder einsammelt (unten).

Abbildung Seite 38/39:

Nur ein Teil des Casa-Mambré-Teams: Es gilt, verschiedene logistische Aspekte zu planen.



Aufschrei gegen den Femizid

Herausforderungen an eine inklusive Stadtpastoral
Von Prof. Dr. Virginia Raquel Azcuy, Buenos Aires

Unter den zahlreichen wissenschaftlichen Studien zu geschlechtsbezogener Gewalt in Lateinamerika und der Karibik sticht besonders der Fall von Ciudad Juárez in Mexiko hervor, da in dieser Stadt die Anzahl der Femizide als Form der extremen Gewalt gegen Frauen und Mädchen exponentiell angestiegen ist. Die Dringlichkeit des Themas beruht auf zwei Tatsachen: Zum einen ist die männliche Gewalt, die dem Leben vieler Frauen ein Ende setzt, in zahlreichen Städten und Ländern der Region präsent, und zum anderen hat sich die Zahl der Frauenmorde im Laufe der Coronapandemie aufgrund der Lockdown-Maßnahmen erhöht.

Der Femizid macht eine Ungleichheit der Geschlechter deutlich, die als strukturelles Problem und als soziale und pastorale Herausforderung wahrgenommen und behandelt werden muss. Bei der Auseinandersetzung mit diesem Phänomen fällt auf, dass die sozialen Medien eine bedeutende Rolle für eine Strategie des Wandels hin zu einer Gesellschaft ohne Geschlechterdiskriminierung spielen. Auf kirchlicher Ebene sollte nach vorrangigen pastoralen Maßnahmen gesucht und die Gelegenheit genutzt werden, die kirchlichen Diskurse im Hinblick auf eine Beendigung der Gewalt gegen Frauen und Mädchen zu überprüfen. In diesem Artikel wird die Perspektive des Diskurses in den Printmedien sowie einer Theologie aus der Sicht der Frauen eingenommen, um einen Weg hin zu einer inklusiven Stadtpastoral aufzuzeigen.

In Lateinamerika und der Karibik steht die kirchliche Stadtpastoral vor enormen Herausforderungen, zu denen auch die geschlechtsbezogene Gewalt gehört. Um diese richtig einzuordnen, ist es wichtig, darauf hinzuweisen, dass Marginalität und Ausgrenzung nicht nur aufgrund von sozioökonomischen Ungleichheiten entstehen, sondern auch andere

Ursachen haben können, wie zum Beispiel geschlechtsspezifische, ethnisch-kulturelle und/oder religiös-konfessionelle Unterschiede. Aus theologischer Sicht kann die zunehmende Verstädterung als ein Zeichen der Zeit gesehen werden; gleichzeitig kann das urbane Leben auch dazu dienen, andere Zeichen der Präsenz und des Fehlens von göttlichem Heil zu untersuchen. Vor diesem Hintergrund bedeutet es, wenn der Femizid als ein Aufschrei gesehen wird, etwas anzuerkennen, was der Heilige Geist den Kirchen und der Stadtpastoral vermittelt, und die Herausforderung dieser grausamen und unmenschlichen Realität anzunehmen, um das kirchliche Handeln neu auszurichten. In der vorliegenden Abhandlung wird die Frage nach der Würde der Frauen in der Kirche und in der Stadt thematisiert sowie die evangelisierende Aufgabe der christlichen Gemeinschaften und ihrer Verantwortlichen mit Blick auf eine inklusive Stadtpastoral, in der die Gender-Perspektive berücksichtigt wird.

Femizid und der Diskurs in der Printpresse

Die Femizid-Forschung in Mexiko basiert auf zwei unterschiedlichen Szenarien: Zum einen geht es darum, wie der Feminismus dem Patriarchat durch die Kenntlichmachung von geschlechtsbezogener Gewalt entgegentritt, zum anderen wird der besondere Fall von Ciudad Juárez im Bundesstaat Chihuahua herangezogen, wo im Jahr 1993 zwölf Frauen ermordet und an verschiedenen Stellen



der Stadt abgelegt wurden, als ob sie Müll wären. In dem zweiten Fall sprechen wir von einem öffentlichen Raum, der von einer urbanen Gewalt erschüttert wird, die ihren Ursprung in der Vielfalt und Fragilität der Interaktionen zwischen Individuen und Gruppen aus dem Bereich des Drogen- und Menschenhandels hat. Seit Beginn der 1990er-Jahre zieht Ciudad Juárez auf nationaler und internationaler Ebene wegen der hohen Anzahl an Frauenmorden, die zum Großteil ungestraft blieben, die Aufmerksamkeit auf sich.

Es fehlt in den Städten an Hilfen für Frauen

Diese Gewalttaten wurden unter verschiedenen Blickwinkeln untersucht, zum einen unter Berücksichtigung der Gender-Perspektive: Diese Frauen wurden ermordet, eben weil sie Frauen waren. Es wurden aber auch die urbanen Aspekte untersucht: Die Frauen wurden zu Mordopfern, weil es an den erforderlichen städtischen Einrichtungen bzw. an entsprechender Infrastruktur fehlte. Hier spielen vor allem das schnelle Bevölkerungswachstum und die daraus resultierende erhöhte Nachfrage nach städtischem Wohnraum eine Rolle, ebenso das Phänomen einer Segregation in den Städten mit der Entstehung von Armenvierteln und der Mangel an Erholungsräumen, wie Parks oder Waldflächen, im Verhältnis zur Einwohnerzahl. Aus der Gender-Perspektive lässt sich eine andere Lesart der Fakten vornehmen, wonach die in Ciudad Juárez verübten Sexualverbrechen eine Manifestation der in dieser Stadt

legitimierten Kultur der Gewalt sind. Der Widerstand gegen diese Formen der Gewalt äußerte sich in zivilgesellschaftlichen und religiösen Aktionen, durch politische Stellungnahmen und eine scharfe Kritik an den staatlichen Maßnahmen im Bereich der sozialen Absicherung. In einem Trauergottesdienst anlässlich der Beisetzung eines der Femizidopfer im Jahr 2001 richtete Pfarrer Pablo Masson einen Appell an die Männer, „weil es Morde sind, die von Männern begangen werden. Es ist aber auch unsere Schuld als Familie, Kirche und Gemeinschaft.“ Er forderte die Familien auf, sich zu informieren und zu organisieren, um das Morden zu stoppen. Seit mehr als einem Jahrzehnt ist zu beobachten, dass das Problem des Femizids in Ciudad Juárez anscheinend eine Reihe ähnlicher Probleme in der gesamten Region ans Licht gebracht hat. Es ist eine Problematik, die sich nicht auf diese Stadt beschränkt, sondern auf dem ganzen Kontinent verbreitet ist. Aus im Jahr 2018 veröffentlichten

Abbildung Seite 41:

Proteste gegen Frauenmorde in Mexiko-Stadt. Dahinter haben Indigene aus Oaxaca Zelte aufgebaut und demonstrieren gegen die Gewalt in ihrer Heimat.

Daten geht hervor, dass die Zahl der Femizide in Lateinamerika und weltweit zunimmt. In Guatemala kam es nach 1996, dem Ende des bewaffneten Konflikts, in dem Gewalt gegen Frauen als Kriegswaffe eingesetzt worden war, zu einem rapiden Anstieg der Frauenmorde. Allein 2006 wurden dort mehr als 600 Frauen getötet. Und in Peru hat die Wahrheits- und Versöhnungskommission festgestellt, dass während des bewaffneten Konflikts im Land 83,46 % der sexuellen Gewalttaten gegen Frauen begangen wurden, obwohl in diesem Land der Femizid vor dem Gesetz als Privatsache und nicht als öffentliches Thema betrachtet wird. Argentinien stellt ebenfalls keine Ausnahme dar: In der Stadt Mar del Plata, in der Provinz Buenos Aires, gibt es ein breites Spektrum an Gewalt gegen Frauen, vom Verschwindenlassen über Gewaltverbrechen und Zwangsprostitution bis hin zu Frauenhandel.

Femizide sind nur die extremste Form der alltäglichen Gewalt gegen Frauen

Ähnliche Verhältnisse herrschen auch in anderen Ländern der Region, aber wirklich besorgniserregend ist die Tatsache, dass der Femizid lediglich „die Spitze des Eisbergs darstellt“ und eine extreme Manifestation einer ständig vorhandenen Gewalt ist, der Frauen in der ganzen Welt Tag für Tag in ihrem familiären und sozialen Umfeld ausgesetzt sind. Es handelt sich um eine extreme Form der häuslichen Gewalt, die wiederum ihre Bestätigung und Legitimation aus der institutionellen und kulturellen Gewalt im öffentlichen Leben erhält. Diese Überlegungen zum Ausmaß des Problems rufen in Erinnerung, dass der von Diana Russell und Hill Radford entwickelte englische Begriff des *femicide* zunächst mit Femizid übersetzt wurde, analog zum Begriff des Homizids, mit dem Unterschied, dass es sich beim Femizid um einen Homizid an einer Frau handelt. Als die mexikanische Feministin und Politikerin Marcela Lagarde damit beauftragt wurde, den Fall Ciudad Juárez zu untersuchen und aus konzeptioneller und gesetzgeberischer Sicht zu bearbeiten, wählte sie jedoch als Übersetzung den Begriff Feminizid (auf Spanisch: *feminicidio*), um die

„Gesamtheit der Menschenrechtsverletzungen an Frauen herauszustreichen, einschließlich der Verbrechen gegen Frauen und des Verschwindenlassens von Frauen, sodass sie als Verbrechen gegen die Menschlichkeit eingestuft werden müssen“. Die Bezeichnung Feminizid statt Femizid stellt eine Erweiterung der gegenwärtig für die geschlechtsbezogene Gewalt geltenden Definition dar, obwohl beide Begriffe oft synonym verwendet werden.

Die Täter neigen dazu, den Opfern die Schuld zu geben

Vor diesem Hintergrund ist es leicht nachvollziehbar, warum sich zahlreiche Studien vorwiegend auf die Analyse der Presseberichterstattung über Femizide stützen. Angesichts der sozialen Dringlichkeit des öffentlichen und privaten Phänomens des Femizids erscheint es logisch, darüber nachzudenken, wie Fälle von geschlechtsbezogener Gewalt und Frauenmord an die Öffentlichkeit gelangen. Eine wissenschaftliche Studie über die Berichterstattung in den vier mexikanischen Tageszeitungen *El Universal*, *La Jornada*, *Milenio* und *Reforma* untersucht den Umgang mit dem Thema Femizid, das Profil der Opfer und Täter sowie das Geschlecht der Journalisten. Auf der Grundlage eines qualitativen Ansatzes wird in 360 der im Jahr 2017 veröffentlichten Texten die Art der verwendeten Sprache analysiert. Bei der Auswertung hat sich herauskristallisiert, dass die Täter dazu neigen, sich zu rechtfertigen und dem Opfer die Schuld zu geben. In einer ähnlichen Studie zur Art der Berichterstattung in vier Tageszeitungen in Argentinien wurde festgestellt, dass geschlechtsspezifische Stereotypen verwendet werden, was ein Beleg dafür ist, dass das sexistische Verständnis der sozialen Beziehungen bis heute nicht überwunden werden konnte. Im Fall von Argentinien wurde untersucht, welche Gesprächspartner von den Medien privilegiert werden, wie groß der zugestandene Artikulationsraum der einzelnen Akteure ist und welche Stimmen zum Zeitpunkt der Interpretation am lautesten zu hören sind. Das Thema ist besonders wichtig, weil der Kampf für die Beendigung von geschlechtsbezogener Gewalt und Femizid einhergeht mit der Forderung, das Narrativ bestimmen zu können, Kollektivklagen einreichen und vor Gericht auftreten zu können. In Anlehnung an die Anthropologin Rita Segato weisen die Autorinnen darauf hin, dass der Femizid in einer tiefgreifenden strukturellen Ungleichheit zwischen Frauen und Männern verankert ist, sodass die Beendigung der Gewalt mit einer Reform der für die Geschlechterbeziehungen maßgeblichen Wirkmechanismen einhergehen muss. Im Akt des Femizids kontrolliert der Mann den Körper-Raum der Frau und vermittelt eine doppelte Botschaft: Die

Frau wird diszipliniert und der Mann kann seine Männlichkeit unter Beweis stellen. Angesichts dieser Erklärung von geschlechtsspezifischer Gewalt stellt sich die Frage, wie ein solch komplexes Thema in den Medien behandelt wird und ob die Stimmen der Frauen in diesen Berichten überhaupt zu Gehör kommen. Die argentinische Studie kommt zu dem Schluss, dass der Aggressor entweder die Tat leugnet oder Reue zeigt, die Justiz den Aggressor entweder freispricht oder dämonisiert und die Familienangehörigen versuchen, die Urteile aufheben zu lassen. Doch die Stimme der Frau ist kaum wahrnehmbar, größtenteils aufgrund der erlittenen Gewalt. In einigen Fällen zweifeln die Berichterstatter die Aussagen der Frau an und sprechen vom „vermeintlichen Opfer“ einer Gewalttat oder einer Vergewaltigung. Es tauchen schließlich auch Stimmen anderer Frauen auf, die das Fehlen von Maßnahmen seitens der Politik und Justiz anprangern, um gefährdete Frauen ausreichend vor Gewalt zu schützen und sie aus der Rolle der Unterlegenen herauszuholen. Aber diese Stimmen reichen nicht aus, sie gehen in der Vielzahl der unterschiedlichen Stimmen verloren und sind nicht in der Lage, der alles übertönenden Stimme des Aggressors etwas entgegenzusetzen.

Die Tatsache, dass die Stimmen der weiblichen Opfer kaum Platz in der Printpresse finden, macht deutlich, wie sehr die geschlechtsspezifischen Verwerfungen die Kultur der urbanen Gesellschaft durchdringen; gleichzeitig werden wir dazu aufgerufen, das Wort zu ergreifen und dagegen vorzugehen, dass den Frauen in der

Medienkultur immer nur eine untergeordnete Rolle zugewiesen wird. Kurzum, das Wort ergreifen und sich stark machen, die Stimme erheben und sie in Forderungen verwandeln, sich Gehör verschaffen, all das sind Aufgaben, die das Kollektiv der Frauen schon lange kennt und praktiziert.

Die Präsenz des Femizids im theologischen Diskurs

Es ist bekannt, dass sich die lateinamerikanische Theologie mit ihren Richtungen der Befreiungs- und der Volkstheologie in Bezug auf die Geschlechterfrage als unzulänglich erwiesen hat. Diese Theologie hat zwar das Leben der Armen und das Schicksal der Menschen in den Blick genommen, ist aber nicht auf die Benachteiligungen eingegangen, mit der arme und indigene Frauen und Mädchen konfrontiert sind. Diese anhaltende Nichtbeachtung der „Gesichter der Frauen“ bzw. die Pauschalisierung, wenn von „den Armen“ in Lateinamerika und der Karibik die Rede ist, ruft angesichts der überwältigenden statistischen Zahlen über die Feminisierung der Armut in der Region Erstaunen hervor. Das Thema der Gewalt gegen Frauen und Mädchen hat bereits

16 lateinamerikanische Länder haben Gesetze hinsichtlich der Tötung von Frauen eingeführt. Die Straftat wird entweder als Femizid oder als Mord mit geschlechtsspezifischen Gründen bezeichnet. Statistisch gesehen stirbt in Lateinamerika alle 31 Stunden eine Frau an gegen sie gerichtete Gewalt. Die Kampagne #NiUnaMenos (Nicht Eine Weniger) wirbt für mehr Aufmerksamkeit zum Thema Gewalt gegen Frauen in Lateinamerika.

in den 1990er-Jahren Einzug ins Lehramt und in die Theologie der lateinamerikanischen Kirche gehalten und wird auch im 21. Jahrhundert immer wieder behandelt, wenn auch nur am Rande und nicht sehr intensiv. In seinem nachsynodalen apostolischen Schreiben „Querida Amazonía“ verweist Papst Franziskus auf die Ausbeutung der Menschen, die Gewalttätigkeit gegenüber den indigenen Gemeinschaften und auf Frauen, die vergewaltigt, amputiert und deren Bäuche aufgeschlitzt wurden, sowie den Tod, den diese erlitten haben, und führt dies als Gründe an, sich zu empören und um Vergebung zu bitten. Bemerkenswert ist die Erwähnung des Femizids im Schlussdokument der Amazonas-Synode, das auf „die Realität, unter der Frauen als Opfer körperlicher, moralischer und religiöser Gewalt leiden“ und die Position der Kirche hinweist, die sich für die Verteidigung ihrer Rechte einsetzt. Eine erste Einschätzung des christlichen Diskurses deutet darauf hin, dass dieses Thema immer noch zu selten und keineswegs in ausreichendem Maße behandelt wird, um in das Bewusstsein der Kirche zu gelangen.

Wichtiger Beitrag der lateinamerikanischen Theologie zur Auseinandersetzung

Einen wichtigen und entscheidenden Beitrag zur Auseinandersetzung mit der Realität des Femizids und seiner Beziehung zur geschlechtsbezogenen Gewalt leisten die sich stetig weiterentwickelnden und zahlenmäßig wachsenden theologischen Arbeiten lateinamerikanischer und karibischer Frauen, insbesondere der Vertreterinnen der lateinamerikanischen feministischen Theologie, der feministischen Befreiungstheologie und der lateinamerikanischen ökofeministischen Theologie.

Theologinnen, die in diesen Fachgebieten tätig sind, regen in verschiedenen Schriften und Vorträgen eine Art Intensivierung des Aufschreis gegen den Femizid an und erheben mit Nachdruck die Forderung nach der langersehnten Gender-Gerechtigkeit in der Region. Es macht Hoffnung, dass es verschiedene Publikationen von Theologinnen zu geschlechtsspezifischer Gewalt und Femizid gibt, auch wenn sie im Allgemeinen sowohl in theologisch-

akademischen als auch in kirchlichen und pastoralen Kreisen wenig bekannt sind und/oder wenig zitiert werden.

Eine bahnbrechende Pionierarbeit auf dem Gebiet der feministischen Latina-Theologie ist zweifellos die Studie von Nancy Pineda-Madrid, die ihr Buch *Suffering and Salvation in Ciudad Juárez* (Minneapolis, Fortress Press, 2011) diesem Thema widmet. In einem neueren Werk stellt die Autorin eine theologische Lesart des Femizids vor und interpretiert ihn als eine „Befragung des zerrissenen Leibes Christi“, das heißt als eine zeitgenössische Kreuzigung, „die es erforderlich macht, dass wir den mystischen Leib Christi neu begreifen und dadurch glaubhaft Hoffnung schaffen“. Dabei greift die Autorin die Widerstandspraktiken von Frauen auf, die oft von religiösen Symbolen begleitet werden.

Eine weitere lateinamerikanische Theologin, die sich mit dem Thema Femizid auseinandersetzt, ist Nancy E. Bedford, eine in den USA lebende Argentinierin, die auch „einige Zeichen der Hoffnung“ angesprochen hat, „die in den Aktionen von Frauen und Männern zu finden sind, die sich der Gewalt widersetzen und sie auf gewaltfreie Weise überwinden wollen“. In Anlehnung an Montserrat Sagot weist die Autorin darauf hin, dass das Einschlagen eines kritischen Weges zunächst bedeutet, das Schweigen zu brechen, das den Missbrauch umgibt, und das Geschehene jemandem außerhalb des häuslichen Umfelds zu offenbaren. Sie schlägt außerdem vor, die diskursiven Strategien zu analysieren, die häufig von Männern verwendet werden, die häusliche Gewalt gegenüber Frauen ausüben; die Männer verwenden diese als Mittel zur Unterdrückung der Frauen und zur Bestätigung ihrer Männlichkeit. Bei dieser Analyse scheint ein wichtiger Schlüssel zum Verständnis und zur Verhinderung von geschlechtsbezogener Gewalt und von Femizid darin zu bestehen, dass die gewalttätige männliche Subjektivität eine Struktur ist, die aufgelöst werden kann. Als Teil ihrer Überlegungen hebt N. Bedford hervor, dass auch die Frauen über eine diskursive Macht verfügen, die dazu dienen kann, das auf der Gender-Asymmetrie basierende hegemoniale Denken auszuschalten. Diese Fähigkeit, sich selbst zu artikulieren, eröffnet den Frauen die Möglichkeit, sich Alternativen vorzustellen, darunter auch das Ausbrechen aus den Zwängen, die sie am Sprechen hindern.

In Kolumbien ist die Untersuchung von Susana Becerra hervorzuheben, die sich mit der schwierigen Situation der Frauen auseinandergesetzt hat, die während des bewaffneten Konfliktes Vertreibung erleiden mussten. Obwohl sich die Autorin nicht direkt auf die Realität des Femizids, sondern auf die Gewalt bezieht, die Frauen erfahren haben, die vergewaltigt wurden und aufgrund bewaffneter Überfälle auf die Städte ihre Familien und ihr Zuhause

verlassen mussten, ist ihr Beitrag von besonderem Interesse, weil er sich auf die seelsorgerische Begleitung konzentriert, die Frauen in Notlagen angeboten werden muss. In ihrer Analyse beschäftigt sich Becerra mit den Frauen, die Gewalt in Form von Vertreibung erlitten haben und nach dieser schrecklichen Erfahrung nach Ciudad Bolívar kamen, insbesondere stellt sie die Frage, wie diese Frauen Gottes Heil erfahren können. In ihrer Antwort auf diese Frage schlägt sie eine Seelsorge des Mitgefühls vor, die auf einer pragmatischen Studie des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter basiert: Die Erfahrung, Mitgefühl im Antlitz einer anderen Frau zu sehen, ermöglicht ihnen die Erfahrung des Heils Gottes. Auch die Theologin Geraldina Céspedes hat sich in Zusammenhang mit der systematischen Gewalt in Guatemala immer wieder mit dem Thema der Gewalt gegen Frauen und Mädchen auseinandergesetzt. In einer rigorosen begrifflichen Darstellung des Themas bezeichnet die Autorin den Femizid als „sexistischen Terrorismus“ und fügt hinzu, dass das Schrecklichste daran sei, dass es sich um einen „stillen Genozid“ handle; diese Begrifflichkeit hat sie von Lucía Ramón übernommen. Im Anschluss erläutert sie das Drama der zahlreichen verschwundenen Frauen und Mädchen in Guatemala und wie als Reaktion darauf im Jahr 2015 aufgrund der fehlenden Informationen über die Opfer ein Gesetz zur sofortigen Suche nach vermissten Frauen auf den Weg gebracht wurde. Schließlich veranschaulicht die mexikanische ökofeministische Theologin Marilú Rojas Salazar die aufkommende Besorgnis im theologischen Diskurs der Frauen, indem sie die Relevanz ihres theologischen Ansatzes und dessen politische Bedeutung angesichts des Femizids und des aktuellen Ökozids postuliert.

Die Herausforderung einer inklusiven Stadt pastoral vor dem Hintergrund des Femizids

Der Femizid als extremer Ausdruck von Gewalt gegen Frauen und Mädchen, der mit anderen vielfältigen Formen von massiv und systematisch ausgeübter Gewalt einhergeht, ist nicht nur die Spitze des Eisbergs, sondern auch ein Zeichen dieser Zeit, das nach Einsicht und einem prophetischen Zeugnis seitens der Kirchen verlangt. Die Gleichstellung von Mann und Frau, die von Gott, unserem Erlöser, gewollt und von einer durch den Impuls des Zweiten Vatikanischen Konzils erneuerten Kirche verkündet wurde, ist auch heute noch eine eschatologische Frage, die in der Geschichte nur bedingt umgesetzt wurde. In diesem Sinne muss das pastorale Handeln der Ortskirchen schrittweise immer stärker inklusiv werden, hin zu einer pastoralen Praxis mit einer größeren Teilhabe und Wertschätzung der Stimmen der Frauen und eine stärker

inklusive Stadt pastoral im Hinblick auf die Frauen, die unter geschlechtsbezogener Gewalt leiden. Letztendlich würde das Hören auf den Aufschrei gegen den Femizid bedeuten, geeignete Maßnahmen zu erarbeiten, um eine adäquate pastorale Umkehr zu bewirken und eine umfassende inklusive Stadt pastoral zu fördern.

Zunächst ist eine Pastoral der Nähe, der Zuwendung und der Barmherzigkeit erforderlich gegenüber Frauen und Mädchen, die verschiedene Formen geschlechtsbezogener Gewalt erleiden und glücklicherweise noch nicht Opfer von Femizid oder von Verschwindenlassen geworden sind. Eine inklusive pastorale Begleitung erfordert eine fortschreitende Sensibilisierung für die Probleme von Frauen und Mädchen, die mit verschiedenen Formen von Gewalt konfrontiert werden. Gleichzeitig ist auch zu berücksichtigen, dass es für viele von ihnen häufig schwierig ist, über das Erlebte zu sprechen und die Täter anzuzeigen, da es sich in den meisten Fällen um Personen aus dem eigenen Familienkreis handelt. Die Bedeutung dieser pastoralen Priorität entspricht der Höhe der Risiken, denen die Frauen ausgesetzt sind, die Opfer von Gewalt werden, wobei das Verschwindenlassen und der Femizid die extremsten Risiken sind.

Des Weiteren könnten die Kirchen eine Neuausrichtung der Stadt pastoral vornehmen und sich den Frauen zuwenden, die sich in verschiedenen Gebieten, Grenzregionen, Randzonen und städtischen Ballungsgebieten in einer Notsituation befinden. Daher scheint es angebracht, Frauen bei der pastoralen Planung und Reflexion eine wirkliche Führungsrolle zu geben, da diese Aufgaben meist den geweihten Vertretern des Lehramts vorbehalten sind. Der pastorale und kirchliche Wandel im Sinne der Gleichstellung der Geschlechter ist unabdingbar für die Entstehung eines neuen Sprachgebrauchs und neuer Handlungsformen in der Stadt pastoral, damit diese in ihren Konzepten und Handlungen wahrhaft inklusiv und synodal wird.

Sich der Herausforderung einer inklusiven Stadt pastoral zu stellen, bedeutet letztendlich, die Dysfunktionalität einer städtischen Kultur anzuerkennen, die geschlechtsspezifische Beziehungen und Stereoty-

pen erzeugt, die unausweichlich zu Ungleichheit und Gewalt führen und diese verfestigen. Es reicht nicht aus, in der Pastoral ein Vertrauensverhältnis zu den Frauen aufzubauen, die Gewalt erleben mussten, oder sie stärker in die pastorale Arbeit einzubinden. Es ist vielmehr erforderlich, den pastoralen Diskurs einer Überprüfung und selbstkritischen Betrachtung zu unterziehen und auch ein vollständiges *aggiornamento* der Sprache vorzunehmen, in der die Frohe Botschaft des Evangeliums verkündet wird. Es geht darum, die Sprache der Pastoral so zu gestalten, dass sie die Anerkennung und den Respekt gegenüber den Frauen als Subjekte widerspiegelt, die mit derselben Würde wie die Männer ausgestattet sind und mit derselben Fähigkeit, sich zu artikulieren, damit Männer und Frauen gemeinsam in der heutigen Zeit und im Kontext eines urbanen Lebens mit seinen sozioökonomischen, ethnischen und geschlechtsspezifischen Spaltungen dem Beispiel Christi folgen können.

Eine inklusive Stadtpastoral muss die Zeichen des Kreuzes tragen, das den Frauen auferlegt wurde, wie es auch in einer Kirche geschieht, die als eine Art „Lazarett“ aktiv wird, um die Prozesse der Heilung und Versöhnung im familiären und öffentlichen, institutionellen und religiösen, zwischenmenschlichen und interkulturellen Raum anstoßen zu können. Der Aufschrei gegen den Femizid verlangt von uns die Fähigkeit, zuhören zu können und selbstkritisch zu sein, um uns verändern zu können, sowie eine echte und dauerhafte Aufrichtigkeit, um von Gott und den Menschen, von Männern und Frauen sprechen zu können, die gleichberechtigt nach seinem Ebenbild geschaffen wurden, damit das Evangelium in der heutigen Zeit Wirklichkeit werden kann.

Abbildung Seite 47:

In der Favela Area Verde in der brasilianischen Stadt Recife (Bundesstaat Pernambuco) leben viele Familien als Müllsammler. Frauen und Kinder sind hier alltäglicher Gewalt ausgesetzt.

Anmerkungen

- 1 Vgl. V. R. Azcuy, „La ciudad, signo de estos tiempos y lugares. El discernimiento de los signos de Dios y el desafío de una espiritualidad urbana“, *Nuevo Mundo* 12 (2010), S. 111–129.
- 2 A. Limas; P. Ravelo, „Feminicidio en Ciudad Juárez: una civilización sacrificial“, *El Cotidiano* Vol.18, 111 (2002), S. 47–57, S. 51.
- 3 Vgl. N. Pineda-Madrid, „Femizid und der zerrissene Leib Christi“, in V. R. Azcuy; M. Eckholt (eds.), *Friedens-Räume. Interkulturelle Friedenstheologie in feministisch-befreiungstheologischen Perspektiven*, Ostfildern 2018, S. 71–82, S. 72ff.
- 4 M. Bejarano Celaya, „El feminicidio es sólo la punta del iceberg“, *Religión y Sociedad* 4 (2014) S. 13–44.
- 5 Vgl. M. Lagarde y de los Ríos, „Prefacio. Claves feministas en torno al feminicidio. Construcción teórica, política y jurídica“. In: R.-L. Fregoso (coord.), *Feminicidio en América Latina, México*, Universidad Nacional Autónoma de México, 2011, S. 11–41, S. 18ff.
- 6 Vgl. E. Tiscareño-García; O. M. Miranda-Villanueva, „Víctimas y victimarios de femicidio en el lenguaje de la prensa escrita mexicana“, *Comunicar* XXVIII, 63 (2020), S. 51–61.
- 7 Vgl. R. Angélico y otras, „El femicidio y la violencia de género en la prensa argentina: un análisis de voces, relatos y actores“, *Universitas Humanística* 78 (2014) S. 281–303, S. 284.
- 8 Francisco, Exhortación apostólica postsinodal „Querida Amazonia“, Buenos Aires, Ágape Libros, 2020, S. 7–62, N°15.
- 9 Bischofssynode-Sondersammlung für Amazonien in „Amazonien, neue Wege für die Kirche und für eine ganzheitliche Ökologie“, in: Papst Franziskus, „Querida Amazonia“, Nr. 63–117 sowie im Schlussdokument Nr. 102.
- 10 Vgl. N. Pineda-Madrid, „Femizid und der zerrissene Leib Christi“, In: V. R. Azcuy; M. Eckholt (eds.), *Friedens-Räume. Interkulturelle Friedenstheologie in feministisch-befreiungstheologischen Perspektiven*, Ostfildern 2018, S. 71–82, S. 72; spanische Ausgabe V. R. Azcuy; M. Eckholt; M. Mazzini (eds.), *Espacios de Paz. Lectura intercultural de un signo de estos tiempos*, Buenos Aires 2018, S. 49–61.
- 11 Vgl. N. E. Bedford, „De cara al feminicidio: un camino crítico de resistencia no-violenta para la antropología teológica“. In: V. R. Azcuy; N. Bedford; M. García Bachmann, *Teología feminista a tres voces*, Santiago 2016, S. 317–347, S. 317.
- 12 S. Becerra Melo, „El reto de reinventar la vida. Acompañamiento pastoral a mujeres en la adversidad“, *Franciscanum* 161, Vol. LVI (2014), S. 263–296.
- 13 G. Céspedes, „Exclusión y violencia contra las mujeres: un desafío a la teología y a la pastoral“, *RLT* 99 (2016) 241–253. Siehe: <http://www.redicces.org/sv/jspui/bitstream/10972/3916/1/RLT-2016-099D.pdf>.
- 14 M. Rojas Salazar, „La pertinencia de la teología ecofeminista y su incidencia política ante el feminicidio y el ecocidio actual“, *Ribet* XVI, 30 (2020), S. 37–70.



Pastoral

Misericordia

"Ve y haz tú lo mismo" Lc. 10,37



misericordia@arzobispado.org.py

Es gibt immer einen Weg zurück

Halt geben, Selbstbewusstsein stärken: Die Sozialpastoral von Asunción begleitet Jugendliche auf dem Weg aus der Abhängigkeit – Von Anne Herrberg (Text) und Oliver Schmieg (Fotos)

Der Tag, an dem Luis Prieto die Erinnerung abhandeln kam, war ein Sonntag. Die Sonne brannte auf die Tribüne. Der dumpfe Rhythmus der Trommeln und das blecherne Scheppern ihrer Schellen hallten von den Rängen wider, dazu Gröhlen aus tausenden Kehlen. El Bosque, das Stadion des Klubs Olimpia von Asunción, dem Hauptstadtclub in Paraguay, bebte. Und Luis Prieto, wie immer mittendrin, das schwarz-weiße Trikot lässig über die Schulter geworfen. Hier war er König, hier lag ihm die Welt zu Füßen. Jemand reichte ihm die Pfeife. Er inhalierte tief. Dann wurde alles schwarz.

„Crack“, sagt Luis Prieto heute, ein Jahr später. Das habe damals einfach dazugehört, zu den Sonntagen im Stadion. Bis sein Körper nicht mehr mitmachte. Luis brach zusammen. Er kann sich bis heute nicht erinnern, was damals geschah, wie er nach Hause kam, die Tage danach verbrachte, erzählt der 29-Jährige. Doch eine Woche später wurde er von einem jungen Mann angesprochen, der ihn zu einer „Party“ im Gemeindezentrum einlud. Es gab dort weder Alkohol noch Drogen, dafür Fußball, die Einladung zu einem Boxworkshop und Gespräche. Am nächsten Tag entschied sich Prieto, statt ins Stadion in den Gottesdienst zu gehen. Heute sagte er: „Ich habe den Weg Gottes gefunden.“ Was das für ihn bedeutet? „Aus einem Fluch einen Segen zu machen, statt mein Leben einfach in den Müll zu schmeißen.“

Barmherzigkeit, auch mit sich selbst

Er sitzt im Innenhof der Pfarrgemeinde „Maria Auxiliadora“ vom Limpio, seiner Heimatstadt, rund 20 Kilometer von Asunción entfernt. Die kleine, gelb gestrichene Kirche mit hellblau angemalten Fensterläden liegt an einer ruhigen Seitenstraße,

Abbildung Seite 48:

Psychologin Maria José Achucaro von der Sozialpastoral in Asunción, Paraguay, begleitet Jugendliche auf ihrem Weg aus der Abhängigkeit.

rundherum ein kleiner Park und ein Schuppen mit Gemeinschaftsküche und Wellblechdach. „Pastoral der Barmherzigkeit“ steht auf dem Banner, das an der Tür lehnt. Davor steht eine Sitzgruppe aus Holzstämmen und Plastikstühlen. Mit jeweils anderthalb Metern Corona-Abstand sitzen dort die Psychologin Maria José Achucaro, Sozialarbeiter Roque Albrecht, Doña Aurelia aus der Nachbarschaft und Mario Benitez, ein anderer „Ehemaliger“.

Luis Prieto beginnt, mit fester Stimme seine Geschichte zu erzählen: wie er mit 14 Jahren den ersten Joint rauchte, auf dem Schulhof, wo man alles habe kaufen können. Wie er irgendwann aus der Nachwuchsmannschaft des Fußballklubs flog und für vier Jahre gesperrt wurde, weil er den Schiri vermöbelt hatte. Wie es dann immer mehr wurde mit den Drogen und weiterging mit Schnüffelstoffen wie Klebstoff und allerlei Pillen. Wie er zum Chef der *Barra Brava*, der Ultras seines Klubs, aufstieg und irgendwann selbst zu jemandem wurde, der den Stoff verteilte: „Ich hatte die Kontrolle über alle, das hat mir gefallen.“ Dann kam das Crack.

Keine Perspektiven, keine Jobs, keine Chance

Es ist eine von vielen Geschichten, die sich so oder ähnlich immer wiederholen an Orten wie Limpio, einer Vorstadt Asuncións, die sich zwischen den Flüssen Río Paraguay und Río Salado ausbreitet. An der Hauptstraße gibt es Kioske, Werkstätten für Reifen und Autozubehör, Bäckereien, Gemüseläden und hoch in den Himmel ragende Werbeanzeigen. Dahinter einfache, einstöckige Häuser, die auf sonnenverbrannten Grasnarben stehen. Freizeitangebote für junge Leute gibt es hier kaum, Ausbildungsmöglichkeiten und Jobs auch nicht. Drogen sind dafür überall und billig zu haben, sagt Luis Prieto. „Die Problematik ist sehr, sehr groß“, nickt Psychologin

Maria José Achucaro. „Es ist die andere Pandemie, die wir hier erleben, eine leise Pandemie, die immer mehr um sich greift.“

Vor knapp drei Jahren begann deswegen hier in Limpio ein Modellprojekt, gefördert durch die Sozialpastoral: Die „Pastoral der Barmherzigkeit“ begleitet drogenabhängige Jugendliche und ihre Familien. Sie bietet zuerst einmal einen „Raum des Zuhörens“ und des gemeinsamen Austausches an einem Ort, an dem der Staat ansonsten kaum präsent ist. „Am Anfang gab es viel Skepsis, niemand wollte hier gesehen werden“, erinnert sich Psychologin Maria José Achucaro. „Inzwischen schämen sich die Menschen nicht mehr, Hilfe zu suchen.“ Und es kommen immer mehr.

Ein Staat in der Abhängigkeit

Denn Paraguay hat ein Drogenproblem. Das Land ist der größte Produzent von Marihuana in Südamerika. In den letzten Jahren hat es sich außerdem zu einem der wichtigsten Umschlagplätze für Kokain entwickelt. Es liegt strategisch: dort die Kokaanbaugebiete der Andenländer, auf der anderen Seite die unwegsamen und kaum kontrollierbaren Grenzen zu Argentinien und Brasilien. Dazwischen verläuft mit dem Río Paraguay, der in den Paraná-Fluss übergeht, ein Highway für Containerschiffe, in denen zwischen Soja, Leder oder Kohle häufig auch nicht deklarierte Fracht lagert. Im Februar 2021 wurde im Hamburger Hafen die Rekordmenge von

16 Tonnen Kokain gefunden – Herkunft: Paraguay.

Mafia-Syndikate vor allem aus Brasilien weiten ihren Einfluss aus. Im 2021 veröffentlichten Report der Nichtregierungsorganisation InSightCrime heißt es, die gewaltigen Ströme illegaler Drogengelder haben große Teile der politischen und wirtschaftlichen Eliten Paraguays, des Militärs, der Polizei, der Justiz und der Medien korrumpiert. Längst hat sich der Begriff „Narco-Politik“ etabliert. Damit verbunden ist eine Kultur der Straflosigkeit.

Zwar verfolgt die 1991 gegründete Anti-Drogen-Behörde SENAD inzwischen eine aktivere Politik, um gegen Schmuggel, Handel und Geldwäsche vorzugehen. Dazu gehört auch, den Drogenkonsum nicht mehr allein als strafrechtliches, sondern auch als Gesundheitsproblem zu begreifen. Gerade in den ärmeren Vierteln, in denen es an Perspektiven und Chancen fehle, sei für viele der Drogenkonsum „der einzige Fluchtweg“, wie es Achucaro nennt.

Doch Hilfsangebote für Betroffene gibt es wenig. Einen Platz in dem einzigen staatlichen Zentrum für Menschen mit einer Abhängigkeitsproblematik in Asunción zu erhalten – dort werden monatlich 1.200 neue Fälle betreut, es gibt 30 stationäre Plätze –



sei meist nur mit einer richterlichen Anordnung möglich, sagt Psychologin Maria José Achucaro. „Die Hilfe muss zu den Menschen kommen, sonst erreichen wir sie nicht.“

Trost und Kraft auch für die Familie

Doña Aurelia Ozuna hätte gar keine Zeit und auch kein Geld, ein privates Therapieangebot in der Hauptstadt wahrzunehmen. Sie hat zwei Jobs als Putzfrau und übernimmt privat dazu noch Arbeiten als Änderungsschneiderin, um die Familie zu versorgen. Doch irgendwann klopfte sie an der Tür der Pfarrgemeinde. „Mein Sohn hat ein Problem mit der Drogenabhängigkeit. Ich wollte ihm helfen, aber irgendwann konnte ich nicht mehr, ich habe geweint, ich habe mich schlecht gefühlt“, erzählt sie. Sie hat sich im Kirchenschiff auf eine Holzbank gesetzt, die Hände im Schoß verschränkt, die Stimme zitternd. Sie sagt, sie fühle sich schuldig, es quäle sie, als Mutter versagt zu haben: „Ich bin eine Frau, die arbeitet, ich wollte meinen Kindern immer alles geben, aber ich habe nicht bemerkt, wie ich meinen Sohn mehr und mehr verloren habe.“ Doña Aurelia

Ozuna schluchzt kurz auf, beißt sich dann auf die Lippe. Maria José Achucaro reicht ihr ein Taschentuch, legt ihr eine Hand auf die Schulter.

„Wir legen großen Wert darauf, mit der ganzen Familie zu arbeiten“, sagt die junge Psychologin später. „Wir versuchen die Familien zu stärken, damit sie sich selbst Halt geben können.“ Vielen der Jugendlichen, die sie betreue, fehle der Ausgleich. Sie hätten in ihrer Kindheit wenig Nähe erfahren, aber auch kaum Strukturen erlernt. Wie auch, wenn mehr als zehn Stunden Arbeit am Tag normal sind, um über die Runden zu kommen. Wenn viele nach Brasilien oder Argentinien auswanderten, in der Hoffnung auf bessere Jobs und Abhängigkeit, sei es von Alkohol oder anderen Drogen, auch bei den Erwachsenen weit verbreitet ist. „Wir versuchen, hier Raum für Begegnungen zu sein, an dem offen über Sorgen, Ängste und Konflikte gesprochen werden kann.“ Im Gemeindezentrum selbst finden Gesprächskreise statt, Beratungen, Informationsveranstal-

Abbildung Seite 50:

Die Sozialpastoral der Erzdiözese Asunción betreibt im Viertel Chacarita ein Sozialzentrum.

Abbildung Seite 51:

Aurelia Ozuna in der Kapelle. In der Pfarrei suchte sie Hilfe für ihren drogenabhängigen Sohn.



tungen. Gleichzeitig ist es aber auch Treffpunkt zum Fußball- oder Volleyballspielen, zum gemeinsamen Kochen, Spielen, Tanzen. Auch Doña Aurelia Ozuna und ihr Sohn haben sich auf dem Gelände zur Aussprache getroffen. Er habe inzwischen wieder Arbeit aufgenommen, trinke pünktlich um 8 Uhr morgens seinen Tereré und baue gemeinsam mit dem Vater seiner neuen Freundin an einem Haus, für sich und die neue Partnerin. „Er konsumiert immer noch ab und an“, sagt die Mutter besorgt, doch er habe sich besser im Griff.

Vorbeugen, Gemeinschaft stärken

Mario Benitez engagiert sich dafür, dass Jugendliche sich gar nicht erst für Drogen interessieren. Ein Beamer wirft hinter ihm gruselige Bilder an die blanke Wand des Klassenraumes: Gesichter von Drogenabhängigen nach einem und nach fünf Jahren des Konsums. Benitez ist von Limpio in die Hauptstadt gefahren. Er gibt Kurse zur Prävention und will dabei bewusst abschrecken: „Drogen schenken dir erst Wohlgefühl, sie verführen dich, aber auf Dauer ziehen sie dich in ein Loch, aus dem du nicht mehr rauskommst“, sagt der 27-Jährige mit Schnauzbärtchen und warmen Augen, er selbst ist ein „Ehemaliger“. „Ich habe damals die Angst verloren, jeden Moment sterben zu können.“ Heute steht er im Klassenraum des Gemeinschaftszentrums der Sozialpastoral in Chacarita, einem

der ältesten Bañados von Asunción, wie die Armen-siedlungen am Ufer des Flusses Río Paraguay heißen. Um den jungen Mann herum sitzen einige Jugendliche zwischen 14 und 17 Jahren und hören aufmerksam zu. Sie stellen Fragen zur chemischen Zusammensetzung, zur Wirkung der einzelnen Rauschmittel, vor allem aber interessieren sie die persönlichen Erfahrungen von Mario Benítez. „Ich war eine verlorene Seele“, sagt er, Arbeit, Disziplin und Spiritualität hätten ihn gerettet, das möchte er nun weitergeben.

Rocío Portillo ist 17, ihr bester Freund habe sich während eines Drogenrausches mit einem Fremden angelegt. Der hatte eine Waffe. Nun ist ihr Freund tot. „Jeder hier im Viertel kann dir eine Geschichte erzählen“, sagt die junge, aufgeweckte Frau, die ihr

Abbildung Seite 52:

Das Viertel Chacarita von oben betrachtet. Eng liegen die Häuser der Menschen nebeneinander.

Abbildung Seite 53:

Drogenberatung in der Pfarrei in Limpio.



blondes Haar mit einem bunten Band zurückgebunden trägt. Deswegen sei es so wichtig, dass aufgeklärt werde, vor allem aber, dass es Gemeinschaftszentren wie das der Sozialpastoral gebe. „Der Zusammenhalt hier ist groß, es gibt Kochkurse, die Musikschule, Fortbildungen oder wir treffen uns zum Volleyballspielen im Hof. Wären wir nicht hier, würden wir alle auf der Straße herumhängen.“

Auszeit und Neuanfang

Luis Prieto bekam über die Sozialpastoral die Möglichkeit, eine Auszeit zu nehmen, einfach mal rauszukommen aus Limpio, aus dem Umfeld, das ihn so sehr an seine Vergangenheit erinnerte: Gemeinsam mit 30 anderen Jugendlichen ging es zum „spirituellen Rückzug“ nach Argentinien, organisiert von der kirchlichen Bewegung COLUMNA. „Ich traf viele, die genau die gleiche Geschichte wie ich hinter sich hatten“, erzählt Luis. Zum Retreat gehörte, den eigenen Tag neu zu strukturieren, Routinen zu erlernen, gemeinschaftliche Arbeit zu leisten. Er habe gelernt, zu sich selbst zurückzufinden, sich wieder wertzuschätzen, Selbstbewusstsein nicht aus Kontrolle über andere, sondern aus Nächstenliebe zu schöpfen. Nach fünf Tagen kehrte er zurück nach Limpio. „Ich hatte Angst“, erinnert sich Luis Prieto, aber er hatte einen Entschluss gefasst: seine Erfahrung mit den alten Freunden zu

teilen, die nach wie vor konsumieren. Er möchte auch sie überzeugen, auszusteigen. Seitdem geht er regelmäßig zu den alten Treffpunkten. „Ich weiß, dass sie nie in die Kirche kommen würden, das lehnen sie ab, deswegen komme ich zu ihnen.“ Prieto sagt, er habe keine Angst vor einem Rückfall, sein neues Leben gebe ihm Kraft: Er hat eine Freundin gefunden, ist Mitglied in einer Folklore-Tanzgruppe, lässt sich zum Sport-Physiotherapeuten ausbilden. Sein Traum: wieder ins Stadion zurückzukehren, doch diesmal als einer, der hilft, Verspannungen aufzulösen. Nebenher stutzt er Bäume, repariert Abflüsse oder baut Fenster ein, um sich das Studium zu finanzieren. „Ich bin glücklich, wenn ich anderen Menschen helfen kann.“ Er weiß auch, dass er niemanden zwingen kann, doch vielleicht kann seine Geschichte andere überzeugen. Auf seiner Wade prangt ein großes Tattoo: ein Harlekin, der die Maske absetzt. „Ich bin ein Beispiel, dass man sein Leben ändern kann.“



Von Zitadellen und anderen Fürstentümern

Rassismus, Distinktion und die Selbstabschottung der Reichen
Von Prof. Dr. Olaf Kaltmeier, Bielefeld

2003 legte UN-Habitat mit *The Challenge of Slums* einen Bericht vor, demnach die Menschheitsgeschichte an einem Wendepunkt steht. Nunmehr leben mehr Menschen in Städten als auf dem Land. Und die große Mehrheit dieser Stadtbewohner lebt in Slums. Kalkulationen gehen bereits davon aus, dass 2050 sogar 90 % der Weltbevölkerung in Städten leben werden. Entgegen den medial vermittelten Bildern von Agrar- und Naturräumen gilt Lateinamerika als eine der am stärksten urbanisierten Weltregionen.

Doch das Leben in der Stadt ist nicht gleich, vielmehr zeigt sich gerade auch in urbanen Räumen die in Lateinamerika historisch bedingt hohe soziale Polarisierung, die in den letzten Dekaden neue Höchststände erreicht hat. Diese extreme soziale Polarisierung ist ein weltweites Phänomen: Seit 2008 verfügt 1 Prozent der Menschheit über mehr Reichtum als die verbleibenden 99 Prozent zusammen (Oxfam 2017). Diese historisch einmalige Kluft zwischen Arm und Reich wird von einigen Sozialwissenschaftlern als Tendenz der Feudalisierung im globalen Kapitalismus analysiert (Neckel 2013, Kaltmeier 2020). In lateinamerikanischen Städten drückt sich diese sozio-ökonomische Kluft in einer zunehmenden räumlichen Trennung aus, die auch die Lebenswelten immer mehr segregiert und damit das urdemokratische Prinzip des Zusammenlebens unterschiedlicher sozialer und ethnischer Gruppen in der Stadt aushebelt. Dabei können ganze Stadtteile durch Mauern getrennt sein, aber es kann auch kleinflächige Muster sozialräumliche Segregation in den hyperfragmentierten Stadträumen annehmen, bei denen Favela und Luxushochhaus räumlich angrenzen, aber sozial unendlich weit getrennt sind. Damit verändern sich auch unsere Vorstellungsbilder von der Stadt.

Mauern trennen

In Perus Hauptstadt Lima trennt eine über zehn Kilometer lange und drei Meter hohe Mauer, auf der Stacheldrahtrollen thronen, das Reichenviertel San Juan de Miraflores von dem Armenviertel Surco. Aus Angst vor den Armen ließen die Bewohnerinnen und Bewohner der Reichenviertel diese sogenannte Mauer der Schande bauen (Boana und Desmaison 2016). Diese Trennung hat Tradition in Lima und ist eng verbunden mit der Fortdauer kolonialer Tiefenstrukturen. Lima war in der Kolonialzeit die Hauptstadt des Vize-Königreichs Peru und versteht sich bis heute als „Stadt der Könige“. Dabei sind die urbanen Imaginarien von einer Zweiteilung der Stadt in spanischstämmige „Patrizier“ und indigene „Plebejer“ geprägt. Eine Vorstellung, die als koloniale Nostalgie noch bis heute wirkt (Kaltmeier 2014, Nugent 1992) und die zu realen sozialräumlichen Trennungen geführt hat.

Lima ist kein Einzelfall. Allgemein schlägt sich die wachsende sozioökonomische Kluft auch im Stadtraum nieder. Die soziale Distanz zwischen den kosmokratischen Eliten und den Ausgeschlossenen, die der Stadtsoziologe Loïc Wacquant (2007) auch als *urban outcasts* bezeichnet hat, wächst. Einerseits stellen wir mit dem Wachstum von Slums, Favelas und anderen Armutsvierteln eine erzwungene Segregation fest; auf der anderen Seite sehen wir neue Formen der Selbstsegregation von Eliten wie die Gated Communities oder die Bunkerarchitektur. Der Urbanist Peter Marcuse (1997) benutzte den Begriff Zitadelle, um diese Selbstsegregation der Elite



zu charakterisieren, indem er auf die städtischen Verteidigungsformen der europäischen Feudalzeit anspielte.

Einen ersten Ausdruck findet diese Zitadellen-Form in den zentral geplanten und entwickelten, geschlossenen Wohnkomplexen der Gated Communities. Während sich dieser Wohnsiedlungstyp in den USA in den 1970er Jahren im Zusammenhang mit dem Urban Sprawl und dem Leitbild der autogerechten Stadt entwickelte, setzte er sich in Lateinamerika vor allem in den 1990er Jahren durch. Ein Bericht der Vereinten Nationen hält fest: „Lateinamerikanische und karibische Städte wie Buenos Aires, Mexico-Stadt, Havanna, Kingston, Lima, Naussau, Port-au-Prince, São Paulo und Santiago haben einen dramatischen Anstieg der Anzahl der errichteten Gated Communities zu verzeichnen. Allein in Buenos Aires wurden in den 1990er Jahren rund 450 Barrios Cerrados für rund eine halbe Million Einwohner gebaut.“ (Irázabal 2009: 33) Für die sich derart abschottenden Bevölkerungssegmente ist zum einen der Schutz vor Kriminalität, aber zum anderen auch der Wunsch nach sozial-räumlicher Abgrenzung gegenüber als „minderwertig“ erachteten Bevölkerungsgruppen ein wichtiges Motiv. Entsprechend definiert Marcuse die refeudale Zitadelle als ein „räumlich konzentriertes Gebiet, in dem sich die Mitglieder einer bestimmten Gruppe, die durch ihre Position der Überlegenheit in Bezug auf Macht, Reichtum oder Status gegenüber

ihren Nachbarn definiert ist, versammelt, um diese Position zu schützen oder zu stärken“ (1997: 247). Für Brasilien haben Stadtsoziologen argumentiert, dass die Gated Communities ganz nach dem Prinzip der Festungsanlagen der Kolonialherrschaft funktionieren. Es geht darum, „den Eintritt der Unerwünschten unmöglich zu machen; die Existenz von strategischen Reichtümern zu verbergen und die Überwachung des Feindes zu erleichtern“ (Dunker, 2015). In diesem Sinne sind Gated Communities in Brasilien mehr als nur eine Wohnortpräferenz, vielmehr drücken sie einen Lebensstil aus, der auf der „Produktion getrennter Welten“ beruht. Das Grundprinzip der Gated Communities besteht gerade darin, öffentliche Räume, die gemeinsam von verschiedenen sozialen Gruppen frequentiert werden, zu verhindern. Damit bilden sie eine inselartige Enklavenstruktur aus, in deren Inneren soziale Homogenität herrscht, während das öffentliche Leben eingeschränkt wird (Estrada Mejía und Guerrón Montero 2016).

Kolonialisierung und Gentrifizierung

Die Refeudalisierungstendenzen im urbanen Raum bleiben nicht auf den Modus der Abschottung beschränkt. Vielmehr zeigen sich auch refeudalisie-

Abbildung Seite 55:

Weihnachtsdekoration in einem großen Einkaufszentrum in der honduranischen Hauptstadt Tegucigalpa.

rende Praktiken, die auf eine proaktive Aneignung des städtischen Raums abzielen. Um die Aneignungsprozesse zentraler Stadtbereiche zu beschreiben, haben Stadtsoziologen mit Gentrifizierung bewusst ein Konzept gewählt, das auf den Feudalismus anspielt. Der Begriff leitet sich von Gentry ab, einer englischen Gesellschaftsschicht zwischen Hoch- und unterem Adel. Gentrifizierung beschreibt Prozesse der städtischen Transformation, bei denen die ursprüngliche Bevölkerung eines verfallenen und verarmten städtischen Gebiets schrittweise von einer höheren Kaufkraft der oberen Mittelklasse verdrängt wird. In Europa werden Künstler, Bohemiens und alternative Sektoren als erste Stufe der Gentrifizierer (*first-stage gentrifier*) angesehen. Nach ihrem Eingriff in heruntergekommene historische Bezirke gewinnen diese Sektoren an Attraktivität, was sich dann in den Immobilienpreisen und der Bodenrente widerspiegelt. Diese Dynamik fördert die Spekulation und führt in der Regel zumeist zur Verdrängung der ärmeren ursprünglichen Bewohner des Viertels. In Lateinamerika ist seit den 1990er Jahren eine Rückkehr der Ober- und Mittelschichten, die ab den 1970er Jahren in die suburbanen Randbezirke gezogen waren, in die historischen Stadtzentren festzu-

stellen. Aktuell – mit dem Anschwellen der spekulativen Immobilienblase aufgrund der Krise der Finanzmärkte – hat der Run auf die Innenstädte weltweit zugenommen, sodass auch ausländische Investoren diese Rückkehr ins Zentrum forcieren.

In Städten mit kolonialen historischen Zentren wie Quito in Ecuador, Bahia in Brasilien oder Lima in Peru war die strategische Verwendung von Kulturerbe der Schlüssel für die Einleitung der Restauration beziehungsweise der „Wiedereroberung“ des historischen Zentrums, in dem sich seit den 1960er Jahren ländlich-indigenen Migranten niedergelassen hatten. Hier fungierte dann oft der Staat bzw. die Stadtregierung in Zusammenarbeit mit Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen aus dem Bereich des Kulturerbes als *first-stage gentrifier*, d. h. als Pionier in der Aufwertung heruntergekommener und verarmter Quartiere. Das historische Zentrum der ecuadorianischen Hauptstadt Quito war der erste städtische Komplex weltweit, der von der UNESCO 1978 zum Weltkulturerbe erklärt wurde. Zehn Jahre später begann ein massiver Prozess der Restauration, der sich zunächst auf die Sanierung herausragender Monumente, insbesondere Kirchen und Klöster, konzentrierte. Es sollten ausländische Touristen mit hoher Kaufkraft angezogen werden. In der Broschüre *Invest in Quito* schreibt die Stadtverwaltung von Quito: „Allgemein gesehen und angesichts des Potenzials des restaurierten historischen Zentrums von Quito kann man in dieser Stadt einen wichtigen Nischenmarkt für den Luxustourismus höchster Kategorie sehen“ (MDMQ 2010:

Den Begriff Gentrifizierung führte die britische Soziologin Ruth Glass bereits 1964 ein. Sie beschrieb die soziale Veränderung eines Londoner Arbeiterviertels durch den Zuzug von Angehörigen der Mittelschicht. Dabei bezog sie sich auf eine Entwicklung im 18. Jahrhundert, als Angehörige des grundbesitzenden niederen Adels, der „*landed gentry*“, in ihre Häuser in die Innenstädte zogen und diese selbst nutzten.

30). Die Stadtverwaltung als *first-stage gentrifier* – beraten von Expertengruppen der Interamerikanischen Entwicklungsbank und USAID – schafft günstige Bedingungen für die Investition von Großkapital in der Altstadt und als Hauptgeldgeber der ersten Phase der Restauration trägt die Stadt das größte Risiko.

Eine Schlüsseloperation für die Aufwertung des historischen Zentrums war die Vertreibung des informellen Handels im Jahr 2001. Mehr als 10.000 Straßenverkäuferinnen und -verkäufer sowie kleine Einzelhändler, die ihre Waren auf einer Fläche von 6,4 Hektar in den Straßen und Gassen des historischen Zentrums verkauften, wurden vertrieben. Auch in anderen historischen Innenstädten Lateinamerikas wurden die Straßenhändler gewaltsam vertrieben, allein in Lima mehr als 20.000. Die verarmten, oft indigenen Bewohner der Innenstädte wurden durch direkten Zwang, Verhandlungen und den strukturellen Zwang der Bodenrente verdrängt. Im Jahr 1974 hatte das historische Zentrum von Quito noch 90.000 Einwohner. Im Jahr 2001 sank die Einwohnerzahl auf 51.000. Zudem wurde der Lebensstandard der verbliebenen subalternen Bevölkerung nicht verbessert. Aller Investitionen zur Stadterneuerung zum Trotz lebten immer noch 84,4 Prozent der Gesamtbevölkerung des historischen Zentrums unterhalb der Armutsgrenze (2010: 34).

Die Stadt beschränkt sich nicht allein auf die Wiedergewinnung insulärer monumentaler Stätten des Kulturerbes, vielmehr stellt sich Kulturerbe als Dispositiv für eine dynamische und fortschreitende Modernisierung und Gentrifizierung der Stadt dar. Dieser Prozess der Gentrifizierung durch Kulturerbe hat die zentralen sozialen und kulturellen Merkmale des historischen Zentrums erheblich verändert. Touristische Gebiete mit einer Struktur von Hotels und Restaurants, darunter auch Luxusrestaurants, haben zugenommen. Es wurden auch Vergnügungsviertel für Teile der lokalen Mittelschicht geschaffen, wie im Fall der Straße La Ronda in Quito. Diese Bereiche wurden zunehmend von privaten Sicherheitsdiensten geschützt.

Neben einigen wenigen Wohnungsbauprojekten, die für Sektoren mit mittlerer bis hoher Kaufkraft bestimmt waren, wurden Erholungsgebiete entwickelt, darunter Sporthallen in dem ehemaligen Busterminal der Stadt, der vor allem von ärmeren Bevölkerungsgruppen stark benutzt worden war. Durch das Verbot der Märkte für den täglichen Bedarf, den Verlust von zugänglichem Wohnraum und die Verlegung des Busbahnhofs in den Süden der Stadt verlor das Zentrum seine funktionale Zentralität für weite Teile der Stadtbevölkerung und seinen Status als öffentlicher Ort, an dem sich alle sozialen Gruppen treffen. Stattdessen wird es immer mehr zu einem Erlebnis-Themenpark.

Retro-koloniale Ästhetiken

Die eingangs angesprochene Tendenz zur Refeudalisierung drückt sich nicht nur in der räumlichen Trennung von Arm und Reich durch Mauern aus, sondern gerade auch durch eine Wiederbelebung feudal-kolonialer Ästhetik. Die Tendenz zu neokolonialen Architekturstilen lässt sich lateinamerikaweit beobachten. *Gated Communities* auf der Karibik-Insel Barbados werden in ein „globalisiertes neo-koloniales Stadtdesign“ überführt (Clement und Grant 2012). Gleichmaßen hat Ulises Zarazúa (2011) in den *Gated Communities* der mexikanischen Metropole Guadalajara eine durchgängige Verwendung von Motiven, die auf das iberische kolonial-feudale Erbe Bezug nehmen, festgestellt. Dies zeigt sich auch bei anderen Bauprojekten, wie dem 2008 fertiggestellten San Luis Shopping Center im Valle de los Chillos in Quito (Kaltmeier 2011). Das gesamte Shoppingcenter wurde entlang eines kolonial-ruralen Narrativs wie eine Hacienda gestaltet. Entsprechend lobt die Jury des 32nd Design and International Development Award 2008 of the International Council of Shopping Centers (ICSC): „Architektonisch erhält das Einkaufszentrum die Fassaden der andinen Haciendas mit breiten Wänden, schweren Decken, handgeschmiedetem Eisen und tausenden von Details, die zur spanischen Kolonialzeit gehören. [...] Es wird das erste Projekt in Südamerika sein, das Geschichte, Geschäft und Lebensstil miteinander verbindet. Vor zweihundert Jahren war das Los Chillos Tal das Herz einer blühenden Gegend mit wunderschönen Haciendas. [...] Heutzutage wird dieser Teil unserer Geschichte durch den Bau eines erstaunlichen Einkaufszentrums bewahrt, das von der Gemeinde als das Herz des Tals betrachtet wird: San Luis Shopping.“ (2008) Ein weiteres herausragendes Beispiel für ein konsequentes koloniales Theming in zeitgenössischen Megabauprojekten ist die Entwicklung der Ciudad Cayalá in der Peripherie von Guatemala-Stadt. Nach der Gründung der Gruppe Cayalá 1982 begannen die Bauaktivitäten. Im Anschluss an den Bau mehrerer miteinander verbundener *Gated Communities* wurde ab 2003 der Entwicklungsplan einer eigenständigen, integralen Mini-Stadt – der Ciudad Cayalá – ange-

gangen. Kernstück des neuen Urbanismus ist der Bau eines Shoppingcenters 2011 sowie weiterer Wohnungen, Büroräume und sogar einer Kirche. Hinzu kommen Basisversorgungen im Bereich Gesundheit sowie zahlreiche Möglichkeiten der Freizeitgestaltung (Ciudad Cayalá 2018). Selbst eine großangelegte Kirche im Kolonialstil fehlt nicht. Das gesamte Projekt umfasst eine Fläche von 352 Hektar und ist somit größer als der New Yorker Central Park. Dieser Wohnbereich zielt auf die obere Mittelklasse, während sonst luxuriöse Wohnungen für das oberste Prozent geschaffen wurden. Die gesamte Planung besticht durch einen kolonialen Stil, was sich in weißgetünchten Wänden, Stuckverzierungen, Bogengängen etc. ausdrückt. Damit ist das gesamte Bauprojekt von einer tiefen retro-kolonialen Nostalgie durchzogen. Die kolonialen Zitate sind offensichtlich, jedoch wird in der Selbstdarstellung, wie beim Internetauftritt oder der Facebook-Seite der Developer, in retro-kolonialer Manier die explizite Nennung des Kolonialen vermieden. Doch nostalgisch wird die vergangene historische Ordnung beschworen und über Architektur kulturelle Dominanz zum Ausdruck gebracht: „Die Kirche Santa María Reina de la Familia zielt darauf ab, die größtmögliche Schönheit in der Konstruktion zu erreichen und die Ordnung einer inzwischen verlorenen Sprache der Architektur wiederherzustellen. Damit setzt sie die Geschichte einer jahrtausendealten Tradition in der Kunst der Architektur fort.“ (Ciudad Cayalá 2018) Dieser Rückgriff auf koloniale Ästhetik und Formsprache ist nun in Lateinamerika – gerade auch angesichts der indigenen Bewegungen und multikulturellen Anerkennungspolitiken ab den 1990er Jahren – keinesfalls unproblematisch. Um koloniale und feudale Elemente gesellschaftsfähig und vermarktbar machen zu können, müssen diese von den historischen Bedeutungsinhalten, die mit Gewalt, Zwangsarbeit, Ausbeutung und Rassismus verbunden sind, getrennt werden. Diese inhaltliche Entleerung des Signifikanten „Kolonialität“ im Kontext von postmodernen, nostalgischen Retromoden bezeichne ich als Retro-Kolonialität (Kaltmeier 2011, 2014). Nur ein derart sinnentleerter Signifikant kann als Themenkonzept in der Stadtplanung eingesetzt

werden. Gerade von professionellen Developern angelegte urbane Großprojekte, wie die Gated Communities, Shoppingcenter oder auch die genannten Mini-Städte basieren auf der Erzählung einer Geschichte. Es geht um das *imagineering* von Stadtwelten, d. h. um die Verbindung einer thematischen Erzählung (*theming*) mit den dazugehörigen Bildwelten (*image*) sowie deren materielle Umsetzung (*engineering*) (Gottdiener 2001). Ciudad Cayalá wurde federführend von dem luxemburgischen Architekten Léon Krier geplant, der sich durch eine am New Urbanism angelehnte neokonservative, nostalgische und historisierende Architektur auszeichnet. In Deutschland ist er durch seine umstrittene Auseinandersetzung mit dem Leibarchitekten Hitlers, Albert Speer, sowie unlängst durch Publikationen in den völkischen und neokonservativen Publikationsorganen Junge Freiheit und Cicero bekannt. Kriers argumentiert: „Traditionelle Architektur und traditioneller Städtebau sind zuerst und vor allem Technologien, um mit lokalen Materialien und Ressourcen dauerhaft Schönes zu erstellen, sowohl materiell wie auch geistig.“ Und – so Kriers – „Schönheit ist nicht politisch“ (Schwarz 2020). Damit spricht er dem nostalgischen Zeitgeist aus der Seele, blendet aber aus, dass gerade der „geistige“ Rückgriff auf Traditionen geschichtspolitisch höchst problematisch und Schönheit eben doch politisch und sogar re-traumatisierend sein kann.

Erfolgreiche Marketing-Strategie

Entsprechend ist die Wahl des kolonialen Narratives in Lateinamerika geschichtspolitisch höchst problematisch und keinesfalls zufällig, sondern abhängig von der Akzeptanz des „*theming*“ durch die anvisierte Zielgruppe. Gehen wir dazu vertiefend auf die genannten Beispiele ein, die durchaus einen paradigmatischen Charakter haben. In Ecuador ist der politisch-kulturelle Kontext durch die multikulturellen Anerkennungspolitiken der Mitte der 1990er bestimmt, die das Land zunächst als pluriethnisch und 2006 sogar als plurinational definierten. Spiegelbildlich zur Aufwertung indigener Völker ergab sich eine Krise der weißen Mittel- und Oberschichtidentitäten. Insofern erweist sich der nostalgische Rückgriff auf feudale und koloniale Narrative als erfolgreiche Marketing-Strategie, die Sicherheit, Authentizität und vor allem soziale Distinktion vermittelt.

Ähnliche Verweise auf (post-)koloniale Gewalt, die sich auch in Räume eingeschrieben hat, sind auch in Guatemala zu finden. Hier ist eine markante räumliche Trennung von ländlicher indigener Bevölkerung und urbaner ladinischer Bevölkerung festzustellen. Im Kontext der Aufstandsbekämpfungsprogramme der guatemal-

tekischen Militärregierungen der frühen 1980er Jahre gipfelte diese ethnisch-politische Zweiteilung der Gesellschaft in einen rassistisch motivierten Genozid an der indigenen Maya-Bevölkerung. Nach der formalen Beendigung des Konflikts und dem von den Vereinten Nationen begleiteten Wahrheitsbericht vollzog sich in den 1990er Jahren eine Wende in der politischen Kultur, die als „Mayanisierung der Gesellschaft“ (Bastos 2014: 78) beschrieben wurde. Im Zuge der Anerkennungspolitiken wurde Indigenität – vor allem der Rückgriff auf die Kultur der Maya – immer wichtiger für die nationale Identitätsbildung. Vor diesem Hintergrund wandten sich Teile der ladinischen, weißen Oberschicht – ähnlich wie ihre Gegenüber in Ecuador – wieder nostalgisch konservativen, retro-kolonialen, weißen Imaginarien zu.

Retro-Kolonialität und post-rurale Feudalität sind – wie die Beispiele aus Ecuador und Guatemala deutlich machen – eng mit der Ober- und Mittelschicht verbunden, die sich vor allem aus ehemaligen Landbesitzern, der Staatsbürokratie der 1970er Jahre und, seit den 1990ern, aus dem entstehenden Finanzsektor zusammensetzt. Wie in anderen lateinamerikanischen Ländern auch, beispielsweise in Argentinien, dienen die Anspielungen auf rurale, aristokratische Imaginarien als Unterscheidungsmerkmal gegenüber anderen sich bildenden sozialen Schichten und als Form der „kulturellen Mimese“ des Lebensstils der traditionellen ruralen Eliten (Svampa 2008). Im Rahmen der Identitätspolitik weißer und mestizischer Mittel- und Oberschichtsgруппierungen in Ecuador und Guatemala wird diese Retro-Kolonialität zu einem Modus sozialer, kultureller und räumlicher Distinktion gegenüber der indigenen Bevölkerung. Damit wird auch deutlich, dass selbst die retrokoloniale Sinnentleerung nicht vollständig erfolgt, sondern immer noch eine Spur der ursprünglichen historischen Bedeutung präsent bleibt. Nicht zuletzt spielen dabei auch konservative religiöse Positionierungen – auch entgegen der Befreiungstheologie oder der interkulturellen Theologie – eine wesentliche Rolle. Vor der Kirche in Ciudad Cayalá wurde eine überlebensgroße Statue von Johannes Paul II. platziert. Wie kaum ein anderer hoher Kirchenvater steht dieser Papst für eine antikommunistische, konservative Ausrichtung der katholischen Kirche, was sich in der Zurückweisung der Befreiungstheologie und in der Einsetzung von zahlreichen mit dem Opus Dei verbundenen Bischöfen in Lateinamerika ausdrückte. Diese ästhetische Retro-Kolonialisierung ist jedoch nicht nur auf die identitätspolitischen Dynamiken in der Region zurückzuführen. Vielmehr verbinden sich diese Dynamiken mit den global geführten Debatten um Kulturerbe sowie dessen kulturindustrielle Ausdrucksformen als Heritage-Tourism. Die lokalen retro-kolonialen Identitätskonstruktionen werden in diesem Sinne durch die

transnationalen Akteure im Feld des Kulturerbes begünstigt und anerkannt. Die kolonialnostalgische Identitätskonstruktion gilt nunmehr nicht allein als Ausdruck einer rückwärtsgewandten, traditionellen kreolischen Elite, sondern steht im Einklang mit den jüngsten kulturellen Globalisierungsprozessen und einer kosmopolitischen Retrotopie (Bauman 2007). Die konfliktive Geschichtlichkeit der historischen Stadtzentren wird so paradoxerweise durch die retrokoloniale Inszenierung des kolonialen Kulturerbes ausgeblendet.

Von der urbanen Segregation zur Abkoppelung

Mit der sozialen Fragmentierung der Stadt kommt räumlich das Ende der modernen Vorstellung einer klassenübergreifenden sozial integrierten Gesellschaft zum Ausdruck. Es gibt eine Homologie zwischen dem auf vielfacher Segregation beruhenden Habitat, den sich im Habitus kristallisierenden Lebensstilen und der extremen Polarisierung des sozialen Raums. Die Refeudalisierungsdynamiken beerdigen die Idee der klassenübergreifenden Gesellschaft. Statt öffentlicher Räume, die klassenübergreifende Begegnungen möglich machen, bewegen sich die unterschiedlichen Stände in eigenen, abgetrennten und kontrollierten Räumen. Statt einer arbeitsteiligen integrierten Gesellschaft haben wir es mehr und mehr mit einer refeudalisierten, extrem hierarchisierten segmentären Gesellschaftsform zu tun. Dabei ist dieser Prozess längst nicht abgeschlossen. Vielmehr wird er gerade durch die Vorstellung von Smart Cities, die über Informationstechnologie engvernetzt einen schnellen Zugang zu globalen Verkehrsknotenpunkten haben, befeuert. Nach der massiven Verbreitung von Gated Communities kommt nun vor allem den geplanten Mini-Städten, die exklusiv für die Eliten eingerichtet werden, eine steigende Bedeutung zu. In den städtebaulichen Referenzen des New Urbanism als Kleinstädte nach europäischem Vorbild imaginiert, fehlt ihnen real jedoch genau das, was die Stadt historisch ausgemacht hat: öffentliches Leben. Diese Tendenz zur Privatisierung urbanen Raums und das Ende der urbanen Öffentlichkeit wird aktuell in verschiedenen Projek-

ten vorangetrieben. Bereits das San Luis Shopping Center plante die Einrichtung einer Privatklinik und eines privaten Bürgeramtes. Weiter noch gehen die Überlegungen zu Free Private Cities wie Próspera in Honduras. Dieses Projekt, vorangetrieben von dem wirtschaftsliberalen Unternehmer und CEO Titus Gebel, orientiert sich an der Idee der Sonderwirtschaftszone und plant eine extraterritoriale Stadt – inklusive politischer Verwaltung ohne Staat – für das eine Prozent der oberen Gesellschaftsschicht. In dieser neuen Stadt, die vollständig von jedweder demokratischen Regulierung abgekoppelt ist, gibt es keine Armen mehr. Die Stadt als Fürstentum der Geldaristokratie?

Literatur

- Bastos, Santiago (2014): Multicultural Projects in Guatemala: Identity Tensions and Everyday Ideologies. In: Olaf Kaltmeier, Sebastian Thies und Josef Raab (Hg.): *The new dynamics of identity politics in the Americas: Multiculturalism and beyond*. London, S. 78–95.
- Bauman, Zygmunt (2017): *Retrotopia*. Frankfurt a.M.
- Boano, Camillo; Desmaison, Belen (2016): Lima's ›Wall of Shame‹ and the gated communities that build poverty into Peru. In: *The Conversation*, 11.02.2016. Online verfügbar unter <http://theconversation.com/limas-wall-of-shame-and-the-gated-communities-that-build-poverty-into-peru-53356>.
- Büttner, Kirstin und Trautmann, Rita (2021): Im Rausch der vollkommenen Freiheit. Private Städte schaffen rechtsfreie Räume. In: *Blätter des iz3w*, Nr. 384: S. 10–12.
- Ciudad Cayala (2018): Online verfügbar unter <https://cayala.com.gt/nosotros/historia>.
- Clement, Raquel; Grant, Jill L. (2012): Enclosing Paradise: The Design of Gated Communities in Barbados. In: *Journal of Urban Design* 17 (1), S. 43–60. Online verfügbar unter <https://www.tandfonline.com/doi/full/10.1080/13574809.2011.646249?needAccess=true>.
- Dunker, C. (2015): *Mal-estar, sofrimento e sintoma*. São Paulo.
- Estrada Mejía, Rafael; Guerrón Montero, Carla (2016): Brazilian Elitist Gated Communities as the New Version of the Colonial Portuguese Fort. In: *Panoramas*, 04.10.2016.
- Gottdiener, Mark (2001): *The Theming of America: Dreams, Visions, and Commercial Spaces*. Boulder.
- Irazábal, Clara (2009): *Revisiting Urban Planning in Latin America and the Caribbean*. Regional study prepared for Revisiting Urban Planning: Global Report on Human Settlements 2009.
- Jaramillo, Pedro (2010): *The Sustainability of Urban Heritage Preservation. The Case of Quito*. New York.
- Kaltmeier, Olaf (2020): *Refeudalisierung und Rechtsruck. Soziale Ungleichheit und politische Kultur in Lateinamerika*. Bielefeld: Bielefeld University Press.
- Kaltmeier, Olaf (2014): Die Retro-Kolonialisierung der Stadt: Kulturerbepolitiken und Vertreibung im historischen Stadtzentrum von Lima. In: Hans-Jürgen Burchardt, Olaf Kaltmeier und Rainer Öhlschläger (Hg.): *Urbane (T)Räume: Städte zwischen Kultur, Kommerz und Konflikt*. Baden-Baden: S. 71–88.
- Kaltmeier, Olaf (2011): *Urban Landscapes of Mall-ticulturality. (Retro-)Coloniality and Identity Politics in Quito: The Case of the San Luis Shopping Center*. In: Olaf Kaltmeier (Hg.): *Selling EthniCity: Urban Cultural Politics in the Americas*. Farnham, S. 93–114.
- Marcuse, Peter (1997): The Enclave, the Citadel, and the Ghetto: What has changed in the Post-Fordist U.S. City? In: *Urban Affairs Review* 33 (2). Online verfügbar unter <http://journals.sagepub.com/doi/10.1177/107808749703300206>.
- MDMQ (2010): *Invierta en Quito*. Perfil de Turismo. Quito.
- Neckel, Sighard (2013): Refeudalisierung. Systematik und Aktualität eines Begriffs der Habermas'schen Gesellschaftsanalyse. In: *Leviathan* 41 (1), S. 39–56.
- Nugent, José Guillermo (1992): *El laberinto de la choledad*. Lima.
- Oxfam (2017): *An Economy for the 99 %*. Oxfam Briefing Paper. Online verfügbar unter https://www.oxfam.org/sites/www.oxfam.org/files/file_attachments/bp-economy-for-99-percent-160117-en.pdf.
- Schwarz, Moritz (2020): „Der Modernismus ist eine Ideologie“ - Interview mit Léon Krier. In: *Junge Freiheit* 35/2020 vom 21.8.2020. Online verfügbar unter: <https://jf-archiv.de/archiv20/202035082113.htm>.
- Svampa, Maristella (2008): Kontinuitäten und Brüche in den herrschenden Sektoren. In: Dieter Boris (Hg.): *Sozialstrukturen in Lateinamerika: Ein Überblick*. Wiesbaden, S. 45–71.
- Wacquant, Loïc (2007): *Los condenados de la ciudad. Gueto, periferias y Estado*. Buenos Aires.
- Zarazúa Villaseñor, Ulises (2011): No-Go Areas and Chic Places: Socio-Spatial Segregation and Stigma in Guadalajara. In: Olaf Kaltmeier (Hg.): *Selling EthniCity. Urban Cultural Politics in the Americas*. Farnham, S. 261–274.

Abbildung Seite 61:

In der Einkaufsstraße „Florida“ in der argentinischen Hauptstadt Buenos Aires finden wohlhabende Bürger und Touristen zahlreiche Edel-Boutiquen.





Der Weg ins Trockene

Tacumbú lässt sich nicht unterkriegen – vom Kampf um ein würdiges Leben in den Bañados
Von Anne Herrberg (Text) und Oliver Schmieg (Fotos)

Auf der Tischplatte liegen drei kiloschwere Fleischstücke, vier ganze Kürbisse, ein Berg Zwiebeln, ungefähr fünfzehn dicke Möhren, grüne Paprika, drei Bund Lauch und ein Sack mit Tomaten, bestimmt zehn Kilo. Es ist halb zehn Uhr morgens im Innenhof der kleinen Kirche San Felipe y Santiago. Sie liegt an der Hauptstraße von Tacumbú, einer Armensiedlung im Süden von Asunción.

Sieben Frauen machen sich ans Werk: Sandra Alfonso schärft das Fleischmesser, Paola Alegre hackt den Kürbis in Spalten, Maria Fariña schrubbt die Karotten, die anderen schneiden tapfer Zwiebeln.

Abbildung Seite 62:

Ricardo Gonzales von der Sozialpastoral in Asunción.

Abbildung Seite 63:

Cynthia Amarillo ist aktives Mitglied der Pfarrgemeinde von Tacumbú und hilft bei der täglichen Essensausgabe.

Martín, vier Jahre alt, sitzt unterm Tisch und spielt Autorennen auf dem Handy. Seine kleine Schwester döst im Kinderwagen vor sich hin. Heute wird Eintopf gekocht, für mehr als 700 Personen. Zwei hüfthohe Blechtöpfe von rund einem Meter Durchmesser brodeln auf den Feuerstellen. „Die Not ist groß“, sagt Sandra Alfonso, die Chefin der improvisierten Küche. „Für viele Familien ist das hier die einzige Mahlzeit, die sie am Tag bekommen.“

„Ollas comunitarias“ nennen sich die Suppenküchen in Paraguay, „Gemeinschafts-Töpfe“. Sie sind zum Symbol geworden für die andere Seite der Corona-Pandemie: die immense Hungerkrise, die Ausgangssperren und Lockdowns in den vielen Armenvierteln Süd-



amerikas ausgelöst haben. Auch Paraguay verhängte strikte Maßnahmen, als die Pandemie die Region im März 2020 erreichte. „Wir konnten nicht mehr arbeiten gehen, also haben wir auch kein Geld mehr verdient“, erklärt Sandra Alfonso. Die 37-jährige Mutter von vier Kindern lebt wie viele hier im Viertel vom Sammeln und Recyceln der Wertstoffe, die sie im Müll findet. Ihr Mann verlor seinen Job bei einer kleinen Schiffswerft am nahegelegenen Rio Paraguay. Nachbarn arbeiten als Bauarbeiter und Putzfrauen, Autoaufpasser und Kaugummiverkäufer. Soziale Absicherung, staatliche Hilfen, Rücklagen, all das hat hier keiner. Zu Hause zu bleiben, um sich vor dem Virus zu schützen, ist ein Luxus, den sich Men-

schen wie Sandra Alfonso und ihre Familie schlichtweg nicht leisten können: „Was gibt es Schlimmeres, als deinen Kindern nichts zu essen geben zu können?“ Mit der Handinnenfläche wischt sie sich den Schweiß von den Schläfen, rammt dann das Messer in die Holzplatte: „Wir haben gar keine Chance: Wir müssen raus.“

„Zu Hause bleiben können wir uns nicht leisten“

Ein Drittel der knapp sieben Millionen Einwohner Paraguays lebt unter der Armutsgrenze. Zwar kündigte die Regierung zu Beginn der Pandemie Hilfszahlungen für die Ärmsten an: 500.000 Guaraníes, umgerechnet rund 60 Euro im Monat pro Familie, nach zwei Monaten war schon wieder Schluss. „Eine Farce war das!“ Sandra Alfonso macht keinen Hehl aus ihrer Verachtung für „die da oben, die sich nur selbst die Nächsten sind.“ Das Krisenmanagement haben die Nachbarinnen und Nachbarn selbst in die Hand genommen, so wie sie hier in Tacumbú immer alles selbst in die Hand nehmen.

In Windeseile bauen sie ein Netzwerk aus Suppenküchen auf, jeder teilt, was er teilen kann, die Sozialpastoral unterstützt mit Räumlichkeiten und Lebensmitteln, baut Kontakte zu Spendengebern auf. An Freiwilligen, die mit anpacken, fehlt es nicht. Denn Tacumbú ist organisiert. Mehr als 600 Familien, 34 Organisationen vom Fußballklub bis zur Kinderbetreuungsstätte, haben sich

Abbildungen Seite 64:

Cynthia Amarillo verbringt den Sonntag mit ihrer Familie zu Hause.

Abbildung Seite 65:

Cynthia lebt in den Bañados, einem Stadtviertel, das wegen seiner Nähe zum Paraguay-Fluss regelmäßig von Überschwemmungen heimgesucht wird.



zusammengeschlossen, um gemeinsam für menschenwürdige Lebensumstände im Viertel zu kämpfen. „Das sind alles Früchte von jahrelanger Arbeit“, sagt Padre Pedro Velasco, der die Kirchengemeinde San Felipe y Santiago leitet.

Der 74-jährige in León, Spanien, geborene Dominikaner lebt seit mehr als 35 Jahren in Tacumbú. „Am Anfang schauten sie mich an wie einen Marsmenschen“, schmunzelt der kleine Mann mit schütterem, grauem Haar, Cordhose und Lachfalten um die Augen. Damals, 1985, als er als junger Priester frisch von der Uni nach Tacumbú kam, gab es dort weder Strom noch fließendes Wasser oder befestigte Straßen. Die Behausungen bestanden oft aus nichts mehr als ein paar Brettern und Plastikplanen, erinnert sich Velasco, die meisten Kinder hatten noch nie eine Schule betreten, die Kindersterblichkeit war eine der höchsten des Landes. Der Spanier kaufte ein Häuschen, für damals umgerechnet rund 30 Euro, und blieb. 1989 war er dabei, als 30 Nachbarinnen und Nachbarn CAMSAT gründeten (*Centro de Ayuda Mutua Salud para Todos*). Mit Hilfe von Studenten von der Katholischen Universität wurden ein Mittagstisch, Nachhilfe und medizinische Vorsorge für besonders bedürftige Kinder organisiert. „Christ zu sein in Lateinamerika heißt für mich immer, sich für soziale Gerechtigkeit und die Armen einzusetzen.“

In kaum einem Land der Welt ist die soziale Ungleichheit so krass, so obszön wie in Paraguay. 85 Prozent des fruchtbaren Bodens be-

finden sich im Besitz von nicht einmal zwei Prozent der Bevölkerung: ein Erbe des Stroessner-Diktatur 1954-1989, während der Landraub, Vertreibung und Korruption fast schon zur Staatsraison gehören. Seine Partei, die *Colorados*, regieren bis heute, und auch die Gesetze werden nach wie vor von Großgrundbesitzern gemacht. Kleinbauern, Indigene, Landlose müssen Weideflächen, Tabak- und Sojaplantagen oder Schmuggelrouten weichen.

Zusehen, wie das Haus versinkt

In die Hauptstadt Asunción reichen die Elendsviertel heute bis direkt an den neoklassizistischen Prachtbau des Präsidentenpalastes. Dort, wo sich das höher gelegene Stadtzentrum in Richtung der Ufer des Rio Paraguay absenkt. *Bañados* werden diese Ansiedlungen genannt, auf Deutsch „Gebadete“, denn sie liegen auf Schwemmland. Regelmäßig tritt der Fluss über die Ufer, ertränkt Hütten, Kühlschränke, Matratzen, Plüschtiere und Hoffnungen auf ein besseres Leben in seinem schlammbräunlichen Wasser.

„Die Überschwemmungen sind eine humanitäre Katastrophe“, sagt Velasco. „Was das bedeutet, kann



man sich gar nicht vorstellen.“ Er hat selbst acht große Überschwemmungen erlebt, wohnte danach Wochen, teils Monate lang mit den Nachbarinnen und Nachbarn in schnell zusammengezimmerten Bretterlagern im Stadtzentrum oder Notunterkünften des Militärs. Auf dem Rechner in der Gemeindebibliothek ist ein Archiv mit Fotos gespeichert: die Kirche, aus getünchtem Ziegelstein, von der nur der Giebel aus dem Wasser ragt. Die breite Hauptstraße davor, ein Fluss. „Neun Meter stieg das Wasser zuletzt, in nur wenigen Stunden.“ Familien in Holzkähnen, Familien in Schlauchbooten, verzweifelte Blicke, weinende Kinder. Und dann ein Panorama, von einer Drohne aus fotografiert: Das Viertel hat sich in einen See verwandelt, aus dem vereinzelt Baumwipfel, Strommasten und mit Wellblechplatten gedeckte Dächer ragen. „Vier Überschwemmungen hatten wir in den letzten fünf Jahren“, sagt Padre Pedro Velasco, „so viele wie noch nie“.

„Das Wasser kommt ganz schnell“, sagt Eugenia Salina, 52, die ihr Haus schon sechs Mal verlor. „Du packst so viel du kannst in Müllsäcke. Und dann siehst du zu, wie dein Haus versinkt.“ Wenn das Wasser weicht, bleiben der Schlamm und die Zerstörung, Mos-

kitos und Krankheiten wie das Dengue-Fieber. Und trotzdem bauen die Bewohnern ihre Häuser wieder auf, nehmen Schulden auf sich und das Risiko, alles erneut wieder zu verlieren, aber wo sonst sollen sie hin? „Wir wollen endlich Ruhe haben von dem Wasser“, sagt Ramona Ramirez, die 18 ist und schwanger: „Dieses Coronavirus hat uns gerade noch gefehlt.“ Die Frauen warten in der Schlange der Suppenküche vor der Kirche, die immer wieder auch als Notunterkunft für Überschwemmungsoffer dient.

Ein soziales Netzwerk ist entstanden

Nun schöpfen Sandra Alfonso und Paola Alegre drinnen Eintopf in Tuppereschüsseln. CAMSAT steht in großen Lettern auf ihren T-Shirts. Aus der sporadischen Nothilfe, die vor 30 Jahren ins Leben gerufen wurde, ist ein soziales Netzwerk entstanden. Inzwischen engagieren sich darin mehr als 600 Familien und 34 unterschiedliche Organisationen. „Oñondive Juguata Yvy Marae“, sagt Köchin Alfonso auf Guaraní, der zweiten, indigenen Landessprache Paraguays: „Wir sind auf dem Weg in das Land ohne Übel.“ Der Satz bezieht sich auf einen Mythos in der

Abbildung Seite 66:

Antonio, der Ehemann von Cynthia Amarillo, grillt Sonntagmittag zusammen mit dem Adoptivsohn Marcelo.



Weltanschauung der Guaraní. Yvy Marae ist kein Ort im Jenseits wie das christliche Paradies. Es ist eine Suche, eine Utopie, deren Ziel jedoch erreichbar erscheint als etwas, auf das man in der Gemeinschaft hinarbeitet. Für die Menschen in Tacumbú steckt in diesen Worten vor allem die Hoffnung, dass der Name „Bañados“, „Gebadete“, irgendwann keinen Sinn mehr ergibt. Und auch das ist nicht nur eine Utopie. Es gibt längst einen Plan.

Veränderung von unten

Padre Pedro legt eine Karte über den Holztisch der Gemeinde-Bibliothek. „*Franja Costera*“, Küstenstreifen. steht darauf. „Hier soll unser Land ohne Übel in den nächsten sechs Jahren entstehen.“ Darauf zu sehen ist nicht weniger als eine urbane Revolution in Paraguays Hauptstadt: Die Überschwemmungsgebiete am Ufer des Rio Paraguay sollen aufgeschüttet und neu bebaut werden, so der Plan. Konkrete Zusagen gibt es bereits für 65 Hektar, darauf entstehen sollen 2517 neue Wohnungen. „Präsident, Bürgermeister und Bauminister haben dem Projekt zugestimmt.“ Es ist eingebettet in das städtische Infrastrukturprojekt der Erweiterung der Küstenstraße, die eine schnelle Verbindung zwischen Außenbezirken und Zentrum ermöglichen soll – und die Stadt gleichsam zum Wasser hin öffnet: als eine Art moderner Ufer-Boulevard mit Aussicht. Nur etwas stört: die Bañados. Sie liegen genau in der Kuhle zwischen der Skyline der Oberstadt und dem Fluss. „Wenn das Wasser kommt, flüchten die Familien zuerst einmal ins nächstgelegene Trockene“, sagt Padre Velasco, „und das ist das Stadtzentrum.“ Das Regierungsviertel wird regelmäßig zum Notfallcamp für hunderte Familien. Und die fordern Lösungen. Mittlerweile habe auch die Regierung verstanden, dass es so nicht mehr weitergehe. „Wir erwarten gar nicht, dass man die Dinge für uns verändert“, sagt der 74-jährige Padre. „Dinge selbst anzustoßen, gibt Würde. Aber es setzt Ausbildung und Kompetenz voraus. Das fördern wir.“ „Wer so oft versinkt, lernt aufzustehen“, sagt Mario Victor Prieto. Der 22-Jährige managt heute die Öffentlichkeitsarbeit von CAMSAT und ist Teil des Verhandlungsteams für die „*Franja Costera*“. Seine

Eltern, die als Müllsammler, Fischer oder Steinhauer arbeiten, hatten nicht einmal die Chance, die Schule zu beenden. Ihr Sohn hat mithilfe von CAMSAT Ausbildungs-Stipendien erhalten, Marketing studiert und macht sich heute für die Rechte der Menschen in den Bañados stark. „Aus der Armut befreit man sich nicht allein, sondern nur in der Gemeinschaft“. Davon ist Prieto auch persönlich überzeugt. Er hat selbst erlebt, wie schwer Diskriminierung und Vorurteile wiegen: „Faulenzer, Diebe, Drogenabhängige“, das sei lange das vorherrschende Bild von den Menschen in den Bañados gewesen. „Obwohl unser Fußballteam in der Liga spielt, weigerten sich die anderen Klubs, für Auswärtsspiele ins Viertel zu kommen.“

Alleine kommt man nicht weit

Das habe sich geändert, auch dank CAMSAT. Das Netzwerk kämpfte für Asphaltierung der Straßen, Wasserversorgung, Elektrizität und für die Kartographierung des Viertels. „Früher hatten wir keine Anschrift“, erzählt Prieto. Keine Anschrift bedeutet, „sich nicht ausweisen, keine Post empfangen, kein Konto eröffnen können“. Keine Identität. Die Bürgerinitiative rief dazu auf, Vorschläge einzubringen, und stimmte dann gemeinsam über die Straßennamen ab. Heute tragen die Straßen Namen von Pflanzen und Fischen, die hier heimisch sind, von Ereignissen oder Menschen, die das Viertel geprägt haben.

Am Nachmittag kommt eine Familie vorbei. Sie ist eine von rund 200, die für das Bauprojekt umgesiedelt werden müssen: „Wir führen Gespräche mit jedem Einzelnen“, sagt Prieto, „denn das Misstrauen ist groß.“ Wieso auch sollten Politiker, für die Stadtplanung oder sozialer Wohnungsbau bisher Fremdwörter waren, plötzlich ein Herz für die Bañados entwickeln? Sollte Überschwemmungsland wirklich in qualitatives und damit profitables Bauland umgewandelt werden, ist es dann nicht wahrscheinlich, dass dort eine Gentrifizierung stattfindet, also angestammte Familien, die zudem über keine Besitztitel ihrer Parzelle verfügen, von Landspekulanten verdrängt werden? „Uns geht es um mehr, als ein paar Häuser abzureißen und wiederaufzubauen“, sagt Prieto. Die Nachbarn und Nachbarinnen von Tacumbú haben ein ambitioniertes Projekt verfasst: Neben sozialen Wohnungen sollen sich im neuen Viertel private Unternehmen und Niederlassungen von Behörden ansiedeln. „Wir wollen qualitative Arbeitsplätze für die Anwohner schaffen“, sagt Prieto, „Gesundheit, Bildung, Betreuungsangebote verbessern, gezielt die sozialen Probleme im Viertel angehen.“

Die Stadt war schon immer die Heimat indigener Gruppen

Mexiko-Stadt ist eine der multiethnischsten Metropolen Lateinamerikas
Von María Guadalupe Rivera Garay, Bielefeld

Mexiko-Stadt ist heute eine der größten Städte der Welt¹ und gleichzeitig eine der multiethnischsten Städte Lateinamerikas (CEPAL/ONU, 2014). Dort sind Angehörige fast aller indigenen Gruppen Mexikos zu finden und infolgedessen werden unterschiedliche indigene Sprachen gesprochen. Trotzdem werden große Städte wie Mexiko-Stadt in der Regel nicht mit indigenen Gruppen verbunden, sondern mit einer westlich geprägten Vorstellung von Urbanität, die als nicht-modern geltende Gruppen ausschließt.

So wird in diesem Verständnis angenommen, dass dort keine indigenen Menschen lebten, sondern diese erst in den vergangenen Jahren durch wirtschaftliche und politische Krisen, Migrationsprozesse, Vertreibung, Klimawandel oder aufgrund der wachsenden Industrialisierung des Landes seit dem 20. Jahrhundert nach und nach in größere Städte gezogen sind. Mexiko-Stadt ist aber auch historisch gesehen ein urbaner Raum, in dem unterschiedliche indigene Völker Mexikos zu Hause waren;² denn schon in präkolumbianischer Zeit lebten dort diverse Gruppen und bauten große Städte wie Tenochtitlán, Tlatelolco, Texcoco u.a.m., was sich auch in der heutigen Stadt als Ergebnis ihrer Geschichte widerspiegelt.

Indigene leben am Rand der Stadt

Heute leben die meisten Indigenen am Rand der Stadt; sowohl jene, die immer hier zu Hause waren, als auch diejenigen, die in den letzten Jahrzehnten dort angekommen sind. Trotz dieser Vertreibung und Marginalisierung aus dem Zentrum der Stadt sind sie im alltäglichen Leben sehr sichtbar und zeigen eine große Diversität, die den städtischen Raum nicht nur in kultureller, sondern auch in sozialer

und wirtschaftlicher Hinsicht bereichert. Diese Präsenz zeichnet die heutige Metropole aus, und sie profitiert davon – entgegen aller Vorurteile. Denn trotz der Beiträge, die diese Gruppen durch ihre Arbeit, Kultur, Präsenz und Lebensweise für die Stadt leisten, werden sie von vielen Bürgerinnen und Bürgern des urbanen Raumes diskriminiert und aus vielen Bereichen des Lebens in der Stadt ausgeschlossen und ausgeblendet, ohne dass erkannt wird, dass indigene Gruppen sehr wichtig für die Stadt in ihrer Diversität sind und eine Vielzahl an kulturellen, sozialen und ökonomischen Beiträgen leisten. Zudem sind sie es meistens, die in großem Maße daran beteiligt sind, die Stadt am Laufen zu halten und als prekär oder informell beschäftigte Bauarbeiter, Dienstmädchen und Haushaltshilfen, Händler auf Märkten, als Gehilfen in unterschiedlichen Dienstleistungsbereichen usw. unentbehrlich sind.³ Ganz abgesehen davon, dass sie in historischer Perspektive grundlegend zu der Identität des Landes, seiner Geschichte und dem historischen Gedächtnis beigetragen haben.

In diesem Zusammenhang muss man sich fragen, warum solche Sichtweisen gegenüber Indigenen existieren und besonders in städtischen Räumen vorherrschen, sodass Indigene zumeist in untergeordneten Positionen zu finden sind, obwohl sie über die Geschichte hinaus viel zum Gemeinwohl beitragen. Der peruanische Soziologe Aníbal Quijano sagt dazu, dass die Gründe dafür im Kolonialismus zu finden sind, denn in Lateinamerika wurde mit dem Eintreffen der Conquistadores und der Durchsetzung kolonialer Herrschaft ein neues Machtsystem errichtet, in dem



anhand rassi(sti)scher Zuschreibungen von Zugehörigkeit Kolonisierte und Kolonisatoren spezifische Stellungen in der Gesellschaft bekamen und ausgehend davon bestimmte Arbeitsbereiche und Tätigkeitsfelder oder auch die Verfügungsgewalt über Ressourcen zugeschrieben wurden. Vereinfacht gesagt, befanden sich Afro-Lateinamerikaner und Indigene in den niedrigsten Positionen, hellhäutige Europäer aber ganz oben in der Hierarchie. Alle anderen wurden abgestuft dazwischen platziert. Dieses koloniale Erbe ist weiter aktiv und vielfach internalisiert, sodass ein Zustand der Kolonialität fortbesteht, wie auch der mexikanische Soziologe Pablo González Casanova konstatiert.

Heute ist Mexiko-Stadt in globaler Perspektive die fünftgrößte Stadt der Welt und die größte Stadt Mexikos.⁴ Nach offiziellen Angaben leben hier 8.918.653 Menschen, von denen sich etwa 785.000 selbst als Indigene identifizieren,⁵ was 8,8 % der gesamten Bevölkerung der Stadt entspricht.⁶ Wenn allerdings zusätzlich der Ballungsraum berücksichtigt wird, wo ein Großteil der Menschen lebt, die in Mexiko-Stadt arbeiten und sich jeden Tag dorthin bewegen, würden diese Zahlen deutlich steigen und sich mehr als verdoppeln. Denn im Jahr 2020 wurden 21.804.515 Bewohner im Ballungsraum gezählt (INEGI, 2021), was in Kombination beider

statistischer Angaben eine Gesamtzahl von fast 30 Millionen Menschen ausmacht.

Dabei ist zu berücksichtigen, dass Mexiko-Stadt und der Ballungsraum nicht getrennt werden können, denn beide bedingen sich gegenseitig und sind wirtschaftlich und sozial stark miteinander verflochten. So versorgt der Ballungsraum die Stadt mit Arbeitskräften, bietet günstigen Wohnraum und ist auch Sitz unterschiedlicher Fabriken und Industriebetriebe, die ihren Hauptsitz in Mexiko-Stadt haben.

Hauptwirtschaftszentrum des Landes

Da Mexiko-Stadt das Hauptwirtschaftszentrum des Landes ist, zieht es auch immer mehr Menschen an, die auf der Suche nach Arbeit und besseren Lebensbedingungen täglich in diese Stadt kommen. Dieser Prozess hat sich in den letzten Jahren zwar abgeschwächt, hält aber weiter an. Viele Angehörige der indigenen Bevölkerung des Landes gehören zu dieser Gruppe der Arbeitssuchenden und kamen ab Mitte des letzten Jahrhunderts in unterschiedlichen Phasen in die Stadt, wie die Anthropologinnen Lourdes Arizpe, Cristina Oehmichen und andere zeigen. Ihre Migration und die jetzige Mobilität machen sie zu sehr wichtigen sozialen Akteuren in der Stadt,

Abbildung Seite 69:

Indigene in Mexiko-Stadt: Sie halten die Stadt am Laufen, als Händler oder in den Dienstleistungsbereichen.

trotzdem sind sie anfällig für bestimmte soziale Probleme. In vielen Situationen hat sich ihre soziale Lage verschärft, weil sie ausgegrenzt und marginalisiert werden. Entsprechend der bestehenden Kategorisierungen von Indigenen werden sie oft als eine Gruppe betrachtet, die in ländlichen Kontexten lebt: Dadurch wird ihre Präsenz in der Stadt negiert und ihre Arbeits- und Lebensbedingungen sowie ihre Bedürfnisse für die Umsetzung eigener Formen sozialer Organisation und die kulturelle Reproduktion werden weder im Rahmen der Stadtplanung noch im städtischen Sozialsystem berücksichtigt. Durch diese Lage bleiben heute die meisten Indigenen nicht mehr in der Stadt selbst, da es dort für sie kaum Platz zum Leben gibt, und lassen sich stattdessen im Ballungsraum nieder. Hier finden sie günstigeren Wohnraum und pendeln täglich in die Stadt. Das Leben zwischen beiden Orten erhöht die Vulnerabilität und Exklusion, der sie sowieso schon ausgesetzt sind. Alltägliche rassistische Angriffe in den öffentlichen Verkehrsmitteln gehören zum Alltag. Gewalt und Polizeikontrollen sind wiederkehrende Erlebnisse und waren für einige von ihnen bereits ein Grund, warum sie ursprünglich aus ihrem Herkunftsort in die Stadt gezogen sind.⁷ Oft sind sie ohne Familie und Netzwerke auf sich allein gestellt und deshalb häufig Opfer der wachsenden Urbanisierung und Gentrifizierung der Stadt, denn ohne Netzwerke, Familie und Kenntnisse der Stadt sind sie anfälliger für Diskriminierung, Gewalt und Ausgrenzung und werden in die Außenbereiche verdrängt. Dies verstärkt sich noch, wenn sie nicht zum Bild der Stadt passen und seitens großer Teile der mexikanischen Gesellschaft auf eine rassistische und infantilisierende Weise betrachtet werden. Gegenwärtig muss man feststellen, dass urbane Räume in Mexiko wie auch in anderen Teilen der Welt nicht für Indigene konzipiert werden, obwohl auch sie dort leben. Dies entspricht den sozialen Imaginarien, die über Indigene und Nicht-Indigene und ihre Lebenswelten existieren: Indigene werden dabei dem ländlichen Raum zugeordnet und ihre Präsenz in der Stadt wird bestenfalls als folkloristisches, farbiges und historisches Element verstanden. In Mexiko-Stadt sehen wir, dass – historisch gesehen

– indigene Völker von ihren Territorien vertrieben wurden und heute am Rand der Stadt leben oder in sehr problematischen Stadtteilen, in denen Kriminalität und schlechte Lebensbedingungen vorherrschen. Dabei werden sie aus ihren traditionellen Lebensweisen gedrängt, was Konsequenzen einer vorgeblichen Modernisierung und der Zersiedelung sind. Solche Beispiele sieht man an den Orten der Stadt mit großer indigener Bevölkerung wie etwa Coyoacán oder Xochimilco, die heute Orte innerhalb der Stadt sind, die Touristen anziehen. Daneben jene Orte, die überwiegend von Oberschicht und der Mittelschicht der Stadt bewohnt werden wie in Milpa Alta und Tlalpán. Die dort verbliebenen Indigenen leiden unter einem hohen Maß an Marginalisierung und Ausgrenzung. Zur Corona-Zeit zählten diese indigenen Gegenden daher auch zu den am stärksten von der Pandemie betroffenen, dort fanden sich die höchsten Inzidenzraten der Stadt. Dieses gleiche Bild findet sich auch im Ballungsraum: Orte wie Ecatepec, Nezahualcóyotl und Chalco waren am stärksten von Corona betroffen. Dort leben in der Mehrzahl Menschen mit Migrationsgeschichte und überwiegend indigener Herkunft. Es ist festzustellen, dass der urbane Raum ein Raum der Ausgrenzung für Indigene ist, und zwar nicht nur in Bezug auf Wohnraum, Arbeit, Zugang zur Gesundheitsversorgung, zu Bildung und zum Rechtssystem. Auch für die Ausübung ihrer Sitten und Gebräuche haben sie weder die Möglichkeit noch die notwendigen Räume. Der Kreislauf von Diskriminierung und Benachteiligung, in dem sie sich befinden, manifestiert sich nicht nur im täglichen Leben und der Ausübung ihrer Sitten und Gebräuche, sondern auch in der Beziehung zu staatlichen Institutionen wie Schulen, Krankenhäusern und Justiz. In diesen Institutionen sind sie besonders benachteiligt, da sie aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit nicht adäquat gehört und behandelt werden, weil ihnen (wie beschrieben) die Zugehörigkeit zum städtischen Raum abgesprochen wird. Die besondere Lage von Menschen mit indigenem Hintergrund lässt sich am besten an Lebensgeschichten wie denen von Carla und Luisa⁸ erkennen, die im Folgenden geschildert werden.

Die Lebensgeschichten von Carla und Luisa

Carla stammt aus einer Ñähñu-(Dorf-)Gemeinschaft im Bundesstaat Hidalgo. Als sie vierzehn wurde, ging sie nach Mexiko-Stadt, um dort zu arbeiten. Da ihre Mutter weder Geld noch Land hatte, mussten sie und ihre Geschwister früher als andere die Schule verlassen, um zu arbeiten. Ihr Vater war gestorben und ihre Mutter musste alleine die sieben Kinder versorgen. So nahm sie als Witwe Gelegenheitsjobs als Putzfrau, Dienstmädchen und in der Land-

wirtschaft an und konnte so ihre Familie ernähren. Carla hat zwei Jahre als Dienstmädchen in Mexiko-Stadt gearbeitet, bis sie weiter in die USA migrierte. Dort blieb sie mehr als zehn Jahre und kehrte später zusammen mit ihren drei Kindern nach Mexiko zurück. Heute arbeitet sie seit mehr als fünf Jahren wieder in Mexiko-Stadt als Dienstmädchen und träumt davon, irgendwann – wenn ihre Kinder zu Ende studiert haben – wieder in ihren Herkunftsort zurückzukehren und dort in Ruhe zu leben.

Carla migrierte in die Hauptstadt

Carlas Lebensgeschichte ist eine Geschichte der Migration,⁹ typisch für Angehörige fast aller indigenen Gruppen in Mexiko, die fortwährend migrieren müssen, um in der heutigen Zeit zu überleben. Carla erzählt, dass sie im Laufe ihres Lebens mehrmals den Wohn- und Arbeitsort wechselte, sowohl in der Nähe als auch über die nationalen Grenzen hinaus. Carla versichert, dass sie und ihre Familie es ohne Migration nicht geschafft hätten, ihre Kinder zur Schule zu schicken, denn ohne Landbesitz und bei den niedrigen Preisen, die für ihre handwerklichen und landwirtschaftlichen Produkte gezahlt werden, ist Migration heute oft die einzige Möglichkeit, die eigenen Kinder wie auch die (Dorf-)Gemeinschaften zu unterstützen. So beobachtet Carla auch, dass viele Menschen aus ihrer Gemeinschaft nach Mexiko-Stadt und in die USA migrier-

ten. Carla betont in dem Gespräch: „Mein Leben ist von Migration und harter Arbeit geprägt, aber ohne Migration hätte ich es nicht geschafft, ein Haus zu haben und meine Kinder zur Schule zu schicken.“ Denn als Kind konnte sie selbst nur die Grundschule besuchen. Auch ihre älteren Geschwister migrierten, einige nach Mexiko-Stadt, manche an andere Orte. „Schule war für uns nicht wichtig, sondern am wichtigsten war es, zu überleben!“

So war sie mit einer Cousine, die schon in Mexiko-Stadt arbeitete, mitgegangen. Ihren ersten Kontakt mit der Stadt beschreibt sie als sehr fremdartig, da sie keine Vorstellung davon hatte, was sie dort erwartete. Ihre Cousine war ihre einzige Bezugsperson und hat sie immer von ihrem Arbeitsort abgeholt und wieder zurückgebracht. Carla sagt: „Die Stadt war für mich fremd. Wenn ich frei hatte oder nach Hause konnte, musste mich immer meine Cousine

Abbildung Seite 71:

Eine indigene Frau bereitet in einem der traditionellen Märkte in Milpa Alta den Nopal-Kaktus zum Verkauf vor. Milpa Alta wird als einer der ärmsten Bundesdistrikte von Mexiko-Stadt eingestuft.



abholen, da ich keine Ahnung hatte, wie ich mich dort bewegen sollte. Mit dem Bus und der Metro kannte ich mich nicht aus und ich hatte zudem Angst in einer so großen Stadt. Ich hatte Angst, dort allein auf die Straße zu gehen. Von der Arbeit hatte ich auch keine Ahnung. Meine Cousine hat es mir beigebracht und gezeigt, wie ich die Sachen machen musste, aber in der Stadt zu laufen, habe ich nie gelernt. Ich bin nur draußen gewesen, wenn meine Cousine mich abgeholt hat.“

Nach zwei Jahren in der Stadt ist sie ohne Papiere in die USA gegangen, wo bereits ein Bruder von ihr war. Dort verbrachte sie ungefähr zehn Jahre, arbeitete in Restaurants und Hotels und heiratete einen Mann aus einem Nachbardorf in Mexiko, der ebenfalls in den USA arbeitete. Sie bekamen dort ihre Kinder. Das Leben in den USA war auch nicht einfach, sagt sie. Dort verdiene man mehr Geld, aber man müsse auch mehr und intensiver arbeiten, um alle Kosten des Lebens zu decken.

Als Carla sich von ihrem Mann trennte, kehrte sie nach Mexiko zurück und begann ein neues Leben in ihrem Heimatdorf. Da sie mit ihren Kindern allein war, verdiente sie sich in den ersten Jahren ihren Lebensunterhalt wie ihre Mutter mit kleinen Jobs

in Nachbarorten, als Putzfrau oder als Kindermädchen. Als ihre Kinder auf die weiterführende Schule gingen, um das Abitur zu machen und an der Uni studieren zu können, konnte sie die Ausgaben nicht mehr mit den Jobs vor Ort bestreiten und musste noch einmal migrieren. Carla ist dann nach Mexiko-Stadt gegangen, um wieder als Dienstmädchen zu arbeiten. Ihre Kinder sind in einer Stadt in der Nähe ihres Heimatdorfes geblieben, wo sie studieren. Carla pendelt jetzt zwischen Mexiko-Stadt und dieser Stadt.

„Wir haben einfach keine Rechte“

„Das Leben in der Stadt ist für uns nicht leicht, weil wir einfach keine Rechte haben und nicht respektiert werden.“ Carla sagt, dass man dort viel ertragen müsse, sowohl als Frau als auch als Indigene. „Die Patrones denken oft, dass sie mit uns alles machen können, was sie wollen. Ich habe bis jetzt mehrmals meine Arbeitsstelle gewechselt, weil ich bestimmte Situationen nicht ertragen konnte. Zum Beispiel bei meiner ersten Arbeitsstelle, da gab es sehr viel Arbeit, da musste ich sehr früh aufstehen, um 6 Uhr morgens. Dann das Frühstück vorbereiten, das Haus sauber machen, Wäsche waschen, bügeln, einkaufen usw. Ich bin oft erst um Mitternacht ins Bett gekommen. Bei meiner anderen Arbeit war es noch schlimmer. Von dort bin ich am Ende geflüchtet. Ich musste sexuelle Belästigung durch meinen Patron ertragen. Es war sehr schlimm. Ich habe nur geweint, weil ich mit niemandem darüber reden konnte, und

„Sicherlich gehören Migranten zu den am meisten gefährdeten Menschen in unserer Gesellschaft. Papst Franziskus sagt uns in ‚Fratelli tutti‘, dass wir an unserem Verhalten ihnen gegenüber ‚konkret Wirklichkeit werden lassen‘, ob wir als Christen wirklich ‚die Überzeugung [haben], dass wir als Menschen alle Brüder und Schwestern sind‘.“

Vorbereitungsdokument zur 1. Kirchlichen Versammlung Lateinamerikas, 18

die andere Frau, die dort auch arbeitete, sagte mir, dass ich Geduld haben sollte. Sie sagte mir, dass ich bestimmt die Sachen anders interpretiere. Er wäre ja zu Hause und könnte deshalb auch nackt da rumlaufen. Oder sein Wunsch, dass ich ihn eincreme, wäre ganz normal. Denn wenn el Doctor wollte, dass ich ihn eincreme, sollte ich es auch machen, er war ja mein Patron! Aber das war für mich sehr unangenehm, und ich fand so etwas nicht normal. Ich konnte mich nicht wehren, ich habe viel geweint und wollte nur weg. Am Ende, weil ich immer weg wollte, hat mich der Doctor verdächtigt, dass ich Sachen stehlen würde. Sehr schlimm, so was wünsche ich niemandem! Denn man kann nichts machen, solange man dort ist, und die Patrones denken, sie können alles mit dir machen, was sie wollen! Am Ende bin ich einfach weggegangen. Da wusste ich auch noch nicht, wie ich mit Bus und Metro nach Hause fahren konnte, ich habe meinen Bruder angerufen, der lange in Mexiko-Stadt gearbeitet hatte und sich dort auskennt. Er hat mir dann geholfen und gesagt, wie ich fahren sollte. Ich bin dann einfach weggefahren und nie wieder zurückgegangen.“

Heute hat Carla eine neue Arbeitsstelle, sie arbeitet in Polanco, einem der reichsten Viertel der Stadt, für einen Manager aus Spanien. „Der Señor respektiert mich und meine Arbeit. Ich kümmere mich um die Wohnung, koche, mache die Einkäufe und kümmere mich um seine Kleidung. Da er alleine in Mexiko-Stadt ist und seine Familie in Spanien geblieben ist, habe ich mehr Freiraum als bei meinen früheren Arbeitsstellen.“ Carla hat jetzt feste freie Tage, Urlaub und wenn der Señor nach Spanien fliegt, darf sie in dieser Zeit zu ihrer Familie nach Hidalgo. Das ist für sie gut, da sie so mehr Zeit mit ihren Kindern verbringen kann.

So bekommt Carla als Dienstmädchen wenig von dem Stadtleben mit, denn sie verbringt viel Zeit in der Wohnung, in der sie arbeitet: „Ich kann dir wenig über das alltägliche Leben hier sagen, da ich wenig draußen bin. Was ich dir erzählen kann, ist, dass viele von uns hierher arbeiten kommen, um Geld für ihre Familien zu verdienen. Zum Beispiel das Mädchen von nebenan kommt aus der Nähe von Toluca aus einem indigenen Dorf. Die Jungs, die hier als Pförtner am Eingang des Gebäudes arbeiten, kommen aus Puebla aus kleinen Dörfern und schlafen in Ecatepec [das zum Ballungsraum gehört]. Meine Cousine arbeitet auch hier, aber woanders. Andere, die ich kenne, arbeiten entweder tageweise oder wie ich als feste Dienstmädchen, andere im Handel, auf Märkten, dem Bau, als Ladehelfer, putzen, verkaufen Sachen auf der Straße, alle ohne Sozialversicherung oder so. Die Sache hier in der Stadt ist, dass man alles bezahlen muss, und man muss viel arbeiten, sonst kann man hier nicht überleben. So sehe ich, dass die Menschen, die wie ich hier arbeiten und aus vielen Orten Mexikos kommen,

aber hier mit ihrer Familie leben, ohne harte Arbeit nicht überleben können.“

„Ich wünsche mir, dass meine Kinder studieren, und deswegen bin ich auch hier. Ich möchte nicht, dass sie so wie ich hierherkommen, denn hier ist das Leben sehr schwer, teuer, hart und für uns fremd. Man muss Miete zahlen, das Essen usw. Ich hatte deswegen meine Kinder zu Hause gelassen, bei meiner Familie, damit sie zur Schule gehen konnten und ihnen hier nichts Böses passiert. Heute leben sie schon alleine, alle haben ihr Abitur gemacht, und die beiden Mädels studieren schon. Mein größter Wunsch ist es, irgendwann nicht mehr hierher in die Stadt zu kommen, um zu arbeiten, sondern dass meine Töchter zu Ende studieren und ich wieder zurückkehren kann. Das wünsche ich mir von ganzem Herzen, dort bei meiner Familie zu sein, denn da bin ich sicher und kann in Frieden leben.“

Luisa wuchs in Mexiko-Stadt auf

Luisa ist heute vierzig Jahre alt. Sie ist in Mexiko-Stadt geboren und im Ballungsraum der Stadt aufgewachsen. Ihre Eltern, die aus indigenen Regionen stammen, sind als kleine Kinder nach Mexiko-Stadt gekommen. Ihre Mutter zusammen mit ihrer Großmutter, die als Dienstmädchen gearbeitet hat, und ihr Vater mit ihrem Großvater, der in der Stadt auf dem Bau arbeitete. Luisa erzählt, dass sich ihre Eltern in Mexiko-Stadt kennengelernt haben und dass beide aus unterschiedlichen Orten Mexikos kommen. Als sie ein Paar wurden, haben sie im Ballungsraum ein Stück Land gekauft und ein Haus gebaut, wo Luisa und ihre Geschwister aufgewachsen sind und heute noch leben. Im Gespräch mit ihr beeindruckt, wie sie im Laufe ihres Lebens auf der Suche nach einem Teil ihrer Geschichte ist. Sie erzählt, dass sie sich in der Stadt nie komplett akzeptiert gefühlt hat. Sie konnte wie andere Kinder in ihrer Umgebung nicht die weiterführende Schule besuchen, weil sie nicht genug Geld hatten, aber auch nicht die nötige Unterstützung. Sie sagt, dass ihre Eltern nur gearbeitet haben und sie alleine mit ihren Geschwistern aufgewachsen ist.

Geprägt hat sie auch die Entfremdung ihrer Eltern

von ihrer Familie auf dem Land, die sie nicht kennt, und dass sie ihre Kultur nicht an ihre Kinder weitergegeben haben, diese aber trotzdem alltäglich präsent war. So erzählt sie von einem Ereignis, das sie als Kind geprägt hat: „Als Kind habe ich ein paar Jahre mit meiner Oma in ihrem Heimatdorf verbracht. Meine Oma war eine Otomi-Frau und sie kannte sich gut mit Pflanzen aus, mit der Feldarbeit und hat alle Riten und Gebräuche, die es dort gab, auch immer beachtet. Ich fand das sehr schön und in dieser Zeit habe ich gespürt, dass so etwas mir immer gefehlt hat. Ich lernte besonders viel von meiner Oma, weil sie uns auch in der Stadt besucht hat und dort bei uns war, als meine Eltern weg waren. Was ich besonders in diesem Leben mit meiner Oma gespürt habe, waren die Kraft und Verbindung mit der Erde und die Spiritualität, die sie hatte. Später, als ich eine erwachsene Frau war, entdeckte ich wieder diese Kraft

Abbildung Seite 74:

In den Tänzen und Gebräuchen entdecken viele Migranten in der Stadt die Kultur ihres Volkes wieder. Manche Tänzer führen Touristen und Mexikanern am Zócalo Tänze vor, die dann mit anderen Gebräuchen durchmischt werden.

und dies ermutigte mich, meine Geschichte zu suchen. So habe ich mich hier in der Stadt mit Menschen vernetzt, die traditionelle Tänze und Riten realisieren. Da bin ich integriert, aber zur Familie meines Vaters habe ich noch nicht die Verbindung gefunden. Ich denke, irgendwann werde ich meine Familie besuchen, besonders die Orte, an denen mein Vater war, und besonders La Ferreria, einen Ort von größter Spiritualität, den mein Vater oft erwähnte und der bei seinem Herkunftsort liegt.“

Luisa erzählt von ihrer Erfahrung in der Stadt, denn obwohl sie dort aufgewachsen ist, hat sie sich nie komplett akzeptiert gefühlt. Wegen ihres Aussehens und ihrer Hautfarbe wurde sie oft diskriminiert und hat sich von bestimmten Orten ausgeschlossen gefühlt. Als ein prägnantes Beispiel berichtet sie von einem Freund, der einen Dokortitel hat und an einer Veranstaltung in der Universität teilnehmen wollte, dem aber aufgrund seines Aussehens der Zutritt durch den Sicherheitsdienst verweigert wurde. Obwohl sie selbst trotzdem eher wenige alltägliche Probleme hat, da sie in der Stadt aufgewachsen ist, die Räume kennt und weiß, wie sie sich zu bewegen hat, sieht sie viele Probleme. Eines ist, dass die meisten (so wie ihre Eltern) ihre Kultur nicht weitergeben. Damit geht viel verloren, und dies ist für die Kinder eine große Belastung. Weil sie intensiv arbeiten müssen und die prekären Arbeitskräfte der Stadt sind, werden sie oft ausgebeutet und lassen ihre Kinder allein, wie es bei ihr Fall war. Da sie im informellen Sektor arbeiten, gibt



es für sie keine Sozialleistungen und keine Anzahlungen für eine Rente, weshalb sie dann von ihren Kindern und Verwandten abhängig sind, und oft geraten sie in eine noch prekärere Lage. Zudem findet eine alltägliche Diskriminierung gegenüber Indigenen statt, auf der Straße, in Institutionen, und es gibt einen starken Rassismus von Seiten der anderen Bewohner der Stadt.

Die entsprechenden sozialen Stigmata sind sehr tief in die mexikanische Gesellschaft eingepägt, sodass auch jemand wie Luisa, die in der Stadt aufgewachsen ist und ihr ganzes Leben dort verbracht hat, aufgrund der gesellschaftlichen Kategorisierungen und Vorurteile eine generalisierte Feindlichkeit verspürt. Dies zeigen Erfahrungen, die sie selbst gemacht oder bei anderen beobachtet hat, wenn es um die Ausgrenzung aus sozial abgetrennten Räumen geht, zu denen ihnen wie oben beschrieben der Zutritt auf Grundlage ihrer Gesichtszüge, Hautfarbe und Kleidung verweigert wird. Sie erleben tagtäglich, dass die Behandlung durch die meisten nicht-indigenen Menschen schlecht ist und dass eine anhaltende soziale Segregation fortbesteht.

Persönlich hat Luisa, so wie viele andere auch, eigene Wege gefunden, sich an die Welten anzupassen, in denen sie lebt. Gleichzeitig sucht sie eine Welt, von der sie das Gefühl hat, dass sie bisher fehlt, um ihre gegenwärtige Welt und die ihrer Kinder zu vervollständigen. Da sie keinen Zugang zum kulturellen Kontext ihrer Familie hat, integrierte sie für sich als „Ersatz“ die o. g. Aktivitäten wie Tänze und Riten, weil diese mit ihren neu-konstruierten und häufig folkloristisch wirkenden Repräsentationen von (historischer) Indigenität in der Stadt sichtbar sind.

Luisa kann die Position ihrer Eltern verstehen, ihnen nicht die eigene indigene Sprache beizubringen, denn sie wollten ihre Kinder in der Stadt schützen, indem sie versuchten, auf eine gewisse Weise ihre Identität zu verbergen, damit sie nicht ihre eigenen schlechten Erfahrungen durchleben mussten. Dies geschieht in den meisten indigenen Familien, die in die Stadt kommen: Sie verbergen ihre Identität und passen sich an das System an, um in diesem überleben zu können, indem sie die indigene Identität zurückweisen. Diese wird als eine Last betrachtet, die sie in eine benachteiligte Position bringt.

Auf die Situation von migrierten Indigenen wie Carla angesprochen, hat Luisa den Eindruck, dass diejenigen, die in der Stadt geboren wurden, selbstsicherer sind, ihre Rechte besser einfordern und sich generell besser anpassen können. Allerdings muss berücksichtigt werden, dass diese Menschen immer in dieser Situation gelebt haben und daher in der Lage sind, eigenständig Strategien zu entwickeln, um damit umzugehen.

Luisa beobachtet, dass die Indigenen, die neu in die Stadt kom-

men, noch stärker diskriminiert werden, einer größeren Gewalt ausgesetzt und fast vollkommen schutzlos sind. Sie arbeiten in Sektoren mit noch prekäreren Arbeitsbedingungen und in der Regel in informellen Beschäftigungsverhältnissen, im Handel und in Gelegenheitsjobs im historischen Zentrum der Stadt. Aufgrund der dort existierenden kriminellen Organisationen und der Gewalt werden sie oft zum Opfer von Erpressungen. Da die Stadt ein gentrifizierter Ort geworden ist, müssen sie in sehr beengten Verhältnissen leben, falls sie im Zentrum der Stadt bleiben. Viele leben an ihren Arbeitsstellen unter sehr prekären und ausbeuterischen Bedingungen.

Diskriminierung wird täglich erfahren

Zusammenfassend sind die Erfahrungen, die Indigene in Mexiko-Stadt machen, sehr unterschiedlich, denn letztlich sind eine Vielzahl an unterschiedlichen Personen mit indigenem Hintergrund in der Stadt präsent. Sie erfahren Diskriminierung alltäglich auf allen Ebenen, wegen ihrer Sprache, ihres Aussehens, der Hautfarbe, Kleidung und der Art ihrer Beschäftigungen. Dazu kommt ein hohes Maß an institutioneller Gewalt gegenüber Indigenen als sozialer Minderheit. In der Stadt gibt es keine Anerkennung indigener Identitäten und des als indigen Bezeichneten.

Dennoch fordern viele die Anerkennung ihrer Identität und ihrer Rechte ein, präsentieren stolz ihre Gebräuche und Kleidung und nehmen an unterschiedlichsten Ereignissen teil. Denn letztlich sind sie engagierte Bürgerinnen und Bürger und leisten einen großen Beitrag für die Städte, der aber selten anerkannt wird. So gibt es keine öffentliche Politik für die indigene Bevölkerung, die in der Stadt lebt und dort zu Hause ist. Obwohl sie als Teil der sozialen Organisation in ihren Herkunftsorten ein kulturelles Erbe partizipativer Entscheidungsformen mit sich bringen, bieten sich ihnen in der Stadt kaum Möglichkeiten, diese gewohnte Art der Teilhabe in den dortigen Gemeinschaften und Institutionen umzusetzen. Zwar existiert in Mexiko-Stadt mittlerweile ein städtisches Amt für die indigenen Völker, aber auch hier werden Indigene eher als jene Gruppe

Menschen betrachtet und behandelt, die eigentlich nicht zur Stadt gehört.

Die Gesellschaft in Mexiko, und genereller die in ganz Lateinamerika, hat eine schwierige Beziehung zum Rassismus und zur indigenen Bevölkerung, die kaum anerkannt wird, wenn es sich um die in der Gegenwart lebenden Menschen und nicht um die vergangenen Hochkulturen, also eigentlich ein totes Mexiko, handelt. So entstand eine Situation, in der Angehörige indigener Völker zu glauben begannen, dass es schlecht sei, ihre eigenen Sprachen zu sprechen und ihre Lebensweisen zu leben, oder dass dies einem Irrweg entspräche und dass sie beides aufgeben müssten. Dabei sind es gerade die indigenen Völker, die stark daran beteiligt waren und sind, die gegenwärtig als modern geltenden Welten zu schaffen, indem sie unterschiedliche gesellschaftliche und kulturelle Bereiche miteinander verbinden, was sich aus der oben genannten Anpassungsfähigkeit ergibt. Dies wird jedoch in der Regel nicht anerkannt oder es wird sogar bewusst versucht, ihre Geschichte und ihre Beiträge, die sie in sozialer, kultureller, ökonomischer und politischer Hinsicht sowohl in der Vergangenheit für die Nation geleistet haben und auch immer noch leisten, zu verdrängen.

Heute möchten sowohl Carla als auch Luisa für sich und ihre Kinder ihr eigenes indigenes Erbe finden, damit sie sich nicht schämen, sondern durch eine positive Anerkennung stolz auf ihren Hintergrund sind. Wie Luisa sagt: „Meine Identität zu finden ist sehr wichtig, um mich selbst zu finden und um dies meinen Kindern zu vermitteln, damit sie so ihre Herkunft kennen.“

Abbildung Seite 77:

Indigene sind aus dem Stadtbild von Mexiko nicht wegzudenken. Sie tragen einen wichtigen Teil dazu bei, dass Handel und Dienstleistungen funktionieren. Die Marktfrau Camila Cortéz Ugalde sitzt jeden Tag zehn bis zwölf Stunden in den Straßen des Stadtviertels La Merced, um Gemüse zu verkaufen. Gegen die Sonne schützt sie sich mit einer Konstruktion aus Holzkisten und Pappe.

Anmerkungen

- 1 <https://www.handelsblatt.com/politik/deutschland/ranking-2021-die-zehngroessten-staedte-der-welt/24418560.html?ticket=ST-13642755-OMXJwstBCJUj-pYQMvZbO-ap3>.
- 2 Entsprechendes gilt für andere Städte in Mexiko und genereller im sog. Globalen Süden. Ein weiteres prominentes Beispiel in Lateinamerika ist São Paulo.
- 3 Auch wenn dies die üblichen Beschäftigungsbereiche darstellt, gibt es aber auch viele Indigene, die in formellen Arbeitsverhältnissen stehen.
- 4 <https://www.forbes.com.mx/cdmx-la-quinta-ciudad-mas-habitada-en-el-mundo-onu/>.
- 5 In Mexiko gibt es unterschiedliche Kriterien, um ethnische Zugehörigkeit zu definieren. In Bezug auf „indigene“ Zugehörigkeit werden zum Beispiel nach *El Consejo para Prevenir y Eliminar la Discriminación en México* (Copred) drei Elemente berücksichtigt: 1) Menschen, die eine indigene Sprache sprechen, 2) Menschen, die sich selbst als indigen beschreiben, und 3) Menschen, die in einem Haushalt leben, in dem eine indigene Sprache gesprochen wird (<https://copred.cdmx.gob.mx/storage/app/uploads/public/5a1efe/2d9/5a1efe2d9536d568189415.pdf>). Yasnaya Aguilar aus dem Volk der Mixe im Bundesstaat Oaxaca, eine Linguistin und Literaturwissenschaftlerin, sagt Folgendes zur Kategorisierung von „Indigenen“: Die Kategorie „Indigen“ ist keine Kategorie, die Kultur und eine bestimmte Identität bezeichnet, sondern sie ist eine politische Kategorie, durch die Gruppen eingeordnet und kolonisiert wurden und unter der sie gelitten haben. Heute in den sogenannten modernen Staaten haben diese Gruppen keinen eigenen Staat, sondern sie werden bestimmten Regionen zugeordnet, in den Vorstellungen auf diese begrenzt und entsprechend kategorisiert. Indigene Gruppe sind eigentlich Nationen, die nicht konsultiert werden und in modernen Staaten als Minderheiten angesehen und kategorisiert werden. Dies führt zu ihrer Position in der modernen Welt und ermöglicht damit, dass sie vielfach diskriminiert werden (Aguilar Gil, 2020).
- 6 <https://www.excelsior.com.mx/comunidad/2017/08/08/1180280>.
- 7 Die indigenen Gebiete des Landes wurden in den letzten Jahren am stärksten durch den sogenannten Drogenkrieg in Mitleidenschaft gezogen und gleichzeitig werden die Menschen dort Ziele des Landraubs, sei es durch die organisierte Kriminalität oder durch extraktivistische Unternehmen.
- 8 Beide Namen wurden aus Datenschutzgründen verändert.
- 9 Der Begriff „Migrationsgeschichte“ wird in meiner Dissertation ausführlich dargestellt, dieses Konzept bricht mit der Idee, dass Indigene lokalisierte Gruppen sind, die in ihren historischen Territorien verankert bleiben und ausschließlich dort ihr Leben führen.





Unverbesserliche Machos in Mexiko?

Wie sich Frauen in San Bartolo, Oaxaca, emanzipieren

Von Sandra Weiss (Text) und Hans-Maximo Musielik (Fotos)

Für Paulina Méndez war es die große Liebe. Ein flüchtiges Lächeln huscht über das herbe Gesicht der heute 40-jährigen. Sie, damals gerade 21, ein schüchternes, in Liebesdingen unerfahrenes Bauernmädchen, das Kunsthandwerk aus Ton fertigte. Er, ein junger Mann aus einer angesehenen, traditionellen Familie aus San Bartolo Coyotepec, der Töpferhochburg in Mexikos südlichem Bundesstaat Oaxaca, bekannt für die traditionelle Barro-Negro-Keramik.

Sie gingen ein paar Mal zum Tanzen, flirteten ein wenig. Dann hielt Luis um ihre Hand an, ganz traditionell, wie es sich geziemt in diesem indigenen Ort, wo Gebräuche und Traditionen noch so fest verankert sind wie vor 200 Jahren. Die Hochzeit war ein rauschendes Fest, das mehrere Tage dauerte.

„Ich war unglaublich glücklich und malte mir eine rosa Zukunft aus“, erzählt Méndez. Die Hochzeitsgeschenke wurden von den Gästen tanzend und unter dem Applaus aller in die gemeinsame Unterkunft getragen – eine Wellblechhütte direkt hinter dem zweistöckigen Steinhaus der Schwiegermutter. Auch das ist so üblich in San Bartolo. Die Menschen der indigenen Gemeinde sind arm, viele leben vom Handel, von der Landwirtschaft, vom Kunsthandwerk oder vom Recycling des Abfalls der nahegelegenen Müllkippe. Es reicht den meisten gerade so zum Überleben. Geld für ein eigenes Grundstück oder für ein richtiges Steinhaus haben junge Paare normalerweise nicht.

Zwei Jahre später wurde Sohn Lenin geboren, dann

Tochter Alma. Kurz darauf begannen die Probleme. Er begann, das Haushaltsgeld zu vertrinken, blieb oft mehrere Tage weg, verbot ihr zu arbeiten. Wenn sie im Laden um die Ecke Milch kaufen wollte, musste sie ihn um Erlaubnis bitten. Wenn sich Méndez beschwerte, wurde er grob. Er beleidigte und schlug sie. Méndez litt still. So hatte es ihre Mutter vorgelebt, so war sie erzogen. Einmal, grün und blau geprügelt, hielt sie es nicht mehr aus. Sie packte ihre Sachen und wollte nur weg. Schwiegermutter Isidra fing sie ab: „Wenn du diese Schwelle übertrittst, gibt es keinen Weg zurück“, beschied sie ihr.

Da trat Leticia Real auf den Plan und das von Adveniat unterstützte Frauenkollektiv Mujeres al Viento (Frauen im Wind). Seit sechs Jahren ist Real die wichtigste Frauenaktivistin in dem indigenen Dorf. Auch sie hat Erfahrung mit einem trinkenden und prügelnden Mann. „Man fühlt sich gelähmt, wie in einer Falle“, erzählt sie aus eigener Erfahrung.

Abbildung Seite 78:

Paulina Méndez lebt mit ihrem Mann und ihrer Tochter in einem schuppenartigen Zimmer im Innenhof des Hauses ihrer Schwiegermutter.

Abbildung Seite 79:

Leticia Real leitet das Frauenkollektiv „Mujeres al Viento“.





2003 wagte es erstmals eine Frau – unter Berufung auf die Verfassung – sich für einen politischen Posten in San Bartolo aufstellen zu lassen. Man ließ sie gewähren. „Aber als sie begann, korrupte Machenschaften des Bürgermeisters anzuprangern, wurde sie wüst gemobbt“, erinnert sich Leticia Real. Niemand mehr kaufte in ihrem Laden, einmal war – nach einer besonders hitzigen Debatte – ein Lynchkommando zu ihrem Haus unterwegs. Der Dorfpfarrer konnte damals Schlimmeres verhindern. 2011 erklärten die Männer in der Dorfversammlung dann, Frauen taugten nicht für öffentliche Ämter. Real und ein paar Mitstreiterinnen des Kollektivs fassten allen Mut zusammen und standen auf. Sie zitierten aus der Menschenrechtserklärung der Vereinten Nationen und drohten mit einer Verfassungsklage. Es gelang ihnen, den machistischen Vorstoß zu stoppen und immerhin ein paar Frauen ins Dorfgremium zu wählen. Zum Dorfgespött wurden die „aufmüpfigen Emanzen“ trotzdem. Reals Ehe zerbrach darüber. „Man braucht ein dickes Fell und einen langen Atem“, seufzt die 47-Jährige. „Aber wenn man einmal die Augen öffnet, ist nichts wie vorher, und es gibt keinen Weg mehr zurück.“

Ohne Unterstützung von Paula Regueiro von der Frauenorganisation Grupo de Educación Popular con Mujeres (GEM), eine Partnerorganisation von Adveniat, hätte sie wohl das Handtuch geworfen. „Aber jedes Mal, wenn es besonders schwierig wurde, war Paula für mich da“, sagt Real. „Es klingt unglaublich, aber noch immer wissen viele Frauen in Mexiko nicht über ihre Rechte Bescheid“, entrüstet sich Regueiro. Sie stammt aus der Hauptstadt und ist Akademikerin sowie eine Feministin der ersten Stunde. Sie glaubt

an das sich ergänzende Miteinander von akademischer und Graswurzelarbeit, an die Vernetzung von Stadt und Land. Derzeit schreibt sie an ihrer Doktorarbeit und bringt neue Impulse aus der Hauptstadt nach San Bartolo. Vor sechs Jahren begann sie dort erste Workshops auf Bitte des örtlichen Pfarrers José Rentería. Er hatte festgestellt, wie sehr die Frauen unter dem Machismo litten. „Mir als Mann waren aber die Hände gebunden“, schildert er. Daher gründete er eine Gruppe der Frauenpastoral. Real wurde eine der Leiterinnen.

3.700 Morde an Frauen pro Jahr in Mexiko

Orte wie San Bartolo, die an Schnittstellen zwischen Land und Stadt, zwischen indigenen Traditionen und moderner Emanzipation liegen, sind gesellschaftlich besonders heikle, geradezu vermintete Orte. Machismo ist tief verwurzelt in Mexiko. Und schlimmer noch: Mit mehr als 3.700 Frauenmorden im Jahr 2020 gehört Mexiko zu einem der gefährlichsten Länder weltweit für Frauen. Die Modernisierung und wirtschaftliche Öffnung Mexikos seit den 1990er Jahren verschärften die gesellschaftlichen Konflikte und Gegensätze. Konnten die Männer in San Bartolo ursprünglich von Töpferwaren und Landwirtschaft recht gut ihre Familien ernähren, wurde das immer



schwieriger. Erbteilung verkleinerte den Landbesitz, wegen des Klimawandels blieb der Regen aus, mangelnde Modernisierung der Landwirtschaft ließ die Felder verkommen und die Ernten schrumpfen. Wer in der Stadt eine Arbeit fand oder einen Kunsthandwerksladen besaß, dem ging es besser – doch das war nur Wenigen beschert. Der Drogenkrieg, den die Regierung 2006 ausrief, heizte die Gewalt an. Die Müllkippe, die oberhalb von San Bartolo liegt, lockte Migranten aus der ganzen Region an. Sie besetzten Land rund um die Abfallhalde und errichteten dort aus Wellblech ärmliche Unterkünfte. Mafiöse Gruppen stritten sich um den Müll. Der Zusammenhalt der Gemeinde bröckelte unter Zwist und Ungleichheit; politische Ränkespiele der Parteien taten ein Übriges. Oaxaca-Stadt wuchs immer mehr und verschlang die umliegenden Gemeinden wie San Bartolo. Männer versuchten, ihren Frust im Alkohol zu ertränken. Das Aggressionsniveau stieg. Immer öfter wurden Frauen nicht nur geschlagen, sondern auch vergewaltigt oder sogar umgebracht. Der Bundesstaat Oaxaca gehört zu den fünf Regionen mit den meisten Gewalttaten gegen Frauen in Mexiko.

Es war der Druck von GEM und vielen anderen Frauenkollektiven, der den Staat schließlich zu emanzipatorischen Gesetzen zwang. Seit 2012 müssen

Wahllisten paritätisch sein. Im selben Jahr wurde der Frauenmord als gesonderter Straftatbestand ins Gesetzbuch aufgenommen. Darauf stehen nun bis zu 60 Jahre Haft. Doch zu einem Urteil kommt es selten. Die Hälfte der zur Anzeige gebrachten Frauenmorde bleibt straffrei, haben Nichtregierungsorganisationen ermittelt. Noch weniger erfolgreich sind Anzeigen wegen gewalttätiger Übergriffe oder Unterhaltsklagen. „Die Justiz ist noch sehr machistisch geprägt“, sagt Regueiro.

Den Frauen zu ihren Rechten verhelfen

Real hat sich daher mit Hilfe von GEM auch juristisch fortgebildet und orientiert nun Frauen, wie sie sich vor Gericht Recht verschaffen können. Wenn nötig, begleitet sie sie bei Behördengängen. Mit Yuridia Chávez geht Leticia Real zur Staatsanwaltschaft nach Oaxaca-Stadt. Die 37-Jährige hat zwei Söhne, 13 und elf Jahre alt. Sie hat sich von ihrem Mann getrennt, nachdem er sie einmal fast zu Tode geprügelt hatte. Das gemeinsam aufgebaute Geschäft für Werkzeuge und Eisenwaren riss er sich unter den Nagel – indem

Abbildung Seite 80:

Paula und Pfarrer Rentería bei einer Besprechung in der Kirchengemeinde.

Abbildung Seite 81:

Yuridia Chávez (rechts) und Leticia bei der Staatsanwaltschaft in Oaxaca-Stadt. „Patriarchalische Justiz“ steht in schwarzen Lettern auf der Wand.

er eines Nachts die Türschlösser austauschte und Sicherheitspersonal vor der Tür platzierte. Den Unterhalt für die Kinder blieb ihr Mann schuldig. Chávez war plötzlich ganz auf sich allein gestellt. Zwei Kinder, kein Geld und kein Geschäft. Sie musste improvisieren. Jetzt verdient sie ein bisschen etwas mit dem Verkauf von Kosmetika von Tür zu Tür. „Das ist ungerecht. Wir haben beide gleich viel investiert in das Geschäft“, sagt sie. Doch ihr Mann hatte es nur auf seinen Namen angemeldet.

Deshalb will sie jetzt wenigstens den Unterhalt haben. Der steht ihr gesetzlich zu, aber ihr Mann bezahlte zwei Anwälte, und die teilten dem Gericht mit, er sei Taxifahrer und mittellos und könne daher den Unterhalt nicht zahlen. „Ich habe Einspruch eingelegt, aber das ist über ein Jahr her“, klagt Chávez. Jede Fahrt zur Staatsanwaltschaft nach Oaxaca kostet sie umgerechnet fast 10 Euro. „Das geht ins Geld, und manchmal verdiene ich gerade genug für Essen“, sagt sie. Real benennt das Phänomen mit ernstem Expertenblick: „Re-Viktimisierung.“ Es beschreibt Institutionen, die das Opfer nicht schützen, sondern es behindern und ihm die Schuld an seiner misslichen Lage geben. Das hat System, glauben Mexikos Feministinnen. „Patriarchalische Justiz“, haben sie in schwarzen Lettern auf die weiße Wand neben der Staatsanwaltschaft gesprüht. Zur Anhörung darf Real zunächst nicht mit in den Saal – das sei wegen der Corona-Pandemie nur Anwälten gestattet, sagt ihr der Wachdienst am Eingang. „Schikane“, murmelt sie, kommt dann

aber doch noch hinein. Nach zwei Stunden ist Chávez wieder draußen. Sie lächelt. „Die haben mich diesmal wenigstens ausreden lassen und mir zugehört.“ Es wurde ein *oficio* erstellt, eine Akte, ohne die in Mexiko gar nichts geht. Doch der Aktenkrieg gaukelt oft nur Fortschritt vor und ist zweischneidig, denn er bürokratisiert die Prozesse und zieht sie in die Länge.

Kneipp-Kuren und Rechtsberatung

Die Schlacht der Frauen wird an vielen Fronten geschlagen. „Wenn wir unsere Sache voranbringen wollen, brauchen wir Netzwerke im ganzen Land“, sagt Regueiro. Doch immer wieder gibt es Rückschläge. Gerade die von Gewalt besonders betroffenen Frauen sind schwer zu erreichen, weiß Real zu erzählen. Viele leugnen die Misshandlung oder werden von ihren Männern zu Hause eingeschlossen, damit sie keine Hilfe suchen können. Andere sind alleinerziehend, arbeiten 12 Stunden am Tag auf der Müllkippe und sind dann zu müde, um abends noch zu Veranstaltungen zu gehen. Trotzdem versuchen Regueiro und Real immer wieder, ihre Arbeit



auch dort bekannt zu machen – durch Besuche auf der Müllkippe, persönliche Gespräche und Flugblätter. Hilfreich bei der Akquise ist auch ein vom Frauenkollektiv gegründetes Gesundheitszentrum. Momentan befindet es sich noch im Wohnzimmer von Real und besteht aus einer Massageliege, Eimern für Kneipp-Therapien und Tiegeln mit pflanzlichen Heilkräutern, die in Reals Vorgarten wachsen. Die Massagen und Kneipp-Kuren helfen nicht nur gegen Verspannungen und Kopfschmerzen. Sie sind für Real auch ein Weg, mit den Frauen ins Gespräch zu kommen und sie zu Gesprächskreisen einzuladen. Kreativität ist bei der Arbeit mit den Frauen immer wieder gefragt. „Wenn es heißt, ich gehe zur Frauengruppe, winken viele Männer ab“, erzählt sie. „Deshalb laufen wir unter der Flagge der Kirche. Wenn die Frauen sagen, sie gingen zur Frauenpastoral, klingt das für die Männer unverfänglicher“, zwinkert sie. Die meisten Workshops finden daher in kirchlichen Räumen statt. Den Schlüssel zum Versammlungsraum der Hauptkirche hat zwar der männliche Kirchenvorstand, der „immer dann nicht aufzufinden ist, wenn die Frauen eine Veranstaltung haben“, hat Pfarrer Rentería festgestellt. Aber dafür gibt es Abhilfe durch einen von Adveniat mitfinanzierten Kirchenneubau in dem Ortsteil nahe der Müllkippe. Zwischen elf und 20 Frauen nehmen normalerweise an den monatlichen Treffen dort teil, über 200 Treffen waren es insgesamt in den sechs Jahren Frauenarbeit schon. In dem geschützten Raum können sie ihr Herz ausschütten, ohne Furcht, dass dies dann gleich zum Dorftratsch wird. Regueiro hört zu, bringt Probleme auf den Punkt oder regt mit einer Nachfrage Denkprozesse an. Am Schluss nimmt die 51-Jährige ein blaues Wollknäuel in die Hand und wirft es einer der Teilnehmerinnen zu. Es ist ein interaktives Spiel, mit dem die aufgestauten negativen Energien aufgelöst werden sollen. Nacheinander fangen die Frauen das Knäuel und sagen, welche Eindrücke sie aus dem Treffen mitnehmen. „Hoffnung, Stärke, Erleichterung“ sind ein paar Begriffe. „Mir halfen die Workshops ungemein, um meine Gefühle in den Griff zu bekommen und mein Selbstbewusstsein zu stärken“, erzählt Méndez. Dabei war es nicht einfach, sie überhaupt in die Workshops zu

bekommen – aber Real fand eine gute Strategie über die Schwiegermutter Isidra. Die ist ebenfalls Mitglied der Kirchengemeinde. Im vertraulichen Gespräch stellte sich heraus: Auch Isidra war ein Opfer des Machismo, auch ihr Mann hatte getrunken, auch sie wurde verprügelt. Als ihr klar wurde, dass sich dasselbe Schema mit ihrer Schwiegertochter wiederholte, kamen beide ins Frauenkollektiv. „In den Gesprächsgruppen habe ich zum ersten Mal erfahren, dass ich nicht die Einzige bin. Das war sehr befreiend“, schildert Méndez. Der Mantel des Schweigens und der Verharmlosung der Gewalt gegen Frauen wurde gelüftet.

Hoffnungen für die nächste Generation

Méndez nutzte auch das Angebot einer Gesprächstherapie mit der Vertrauens-Psychologin von GEM. „Es hat lange gedauert, aber nach drei Jahren konnte ich mich vor Luis hinstellen und ihm sagen, dass ich wieder arbeiten will“, erzählt Méndez. Er war mehr perplex als verärgert. „Dann musst du aber auch die Hälfte der Haushaltskosten übernehmen“, entgegnete er. „Ich habe sofort eingewilligt und fühlte mich so glücklich und frei wie schon lange nicht mehr.“ Seither ist sie Vertreterin für Kosmetik- und Reinigungsprodukte und viel unterwegs. Seit sie ihr eigenes Geld verdient, ist sie selbstbewusster. Luis habe aufgehört zu trinken, erzählt sie. Méndez wurde wieder schwanger und gebar vor kurzem ein drittes Kind – ein Mädchen namens Yamile. Tochter Alma, 12, freut sich über die weibliche Verstärkung in der Familie. Sie hat den ganzen Prozess ihrer Eltern beobachtet – und selbst Schlüsse daraus gezogen. „Ich gehöre zu einer anderen Generation und habe mehr Freiheiten als meine Mutter und meine Großmutter“, ist ihr klar. Wenn sich ihr Bruder vor dem Abspülen drücke, ermahne sie ihn, dass ihm wohl kein Zacken aus der Krone falle, wenn er ein Geschirrtuch in die Hand nehme, schildert Méndez stolz. Luis, der sich kurz aufs Sofa dazugesetzt hat, muss jetzt ganz dringend aufstehen und etwas erledigen. Auf dem Sofa zurück bleibt Yamile. „Männer sind unverbesserlich“, seufzt Isidra angesichts des alleine gelassenen Babys. „Die alten vielleicht“, ergänzt Alma. „Aber die Jungs meiner Generation müssen sich schon ein bisschen mehr anstrengen.“

Abbildung Seite 82:

Leticia bietet verschiedene Therapien in ihrem Wohnzimmer an. Misshandelte Frauen haben selten Raum, um offen über ihre Probleme zu sprechen. Während Leticia ihnen eine Massage gibt und langsam ihr Vertrauen verdient, entspannen und öffnen sie sich ihr gegenüber.

„Für viele Menschen in den Städten ist das Leben auf Stoß genäht“

Wie Adveniat Menschen in den Ballungszentren in Lateinamerika beim Überleben hilft
Ein Interview mit Thomas Wieland

Die Pastoralarbeit an den Rändern der Städte, wo neue Ansiedlungen zumeist marginalisierter Bevölkerungsgruppen entstehen, ist oft eine Arbeit außerhalb der Orte der bisherigen Gemeinden. Es ist die „Kirche im Aufbruch“, die Papst Franziskus vorschwebt. Wie dies funktioniert, wie Adveniat den Menschen dort beim Überleben hilft, berichtet Thomas Wieland, Leiter der Projektteilung des Lateinamerika-Hilfswerks.

Das Wachstum der Städte in Lateinamerika hält an. 80 Prozent aller Menschen leben inzwischen in Städten. Was sind die Gründe dafür – und wird sich die Verstädterung fortsetzen?

Nach Nordamerika und vor Europa leben tatsächlich in Lateinamerika und der Karibik prozentual die meisten Menschen in Städten. Die noch anhaltende Zunahme städtischer Bevölkerung schuldet sich vor allem der Land-Stadt-Migration. Mit Städten verbinden die Menschen Wirtschaftswachstum, Freiheit, Innovation, verschiedene und zahlreichere Erwerbsmöglichkeiten im formellen und informellen Sektor. Die Gesundheitsversorgung ist besser als auf dem Land, ebenso das Angebot an Gütern des täglichen Bedarfs oder an Bildung. Wer vom Land in die Stadt zieht, sucht allerdings weniger als früher die Millionenstädte, sondern eher kleine Großstädte auf, also solche, die rund 100.000 Einwohnerinnen und Einwohner und mehr haben. Der Zuzug überfordert die Kommunen häufig: Straßen, Wasser und Abwasser, Elektrizität, Müllbeseitigung, Schulen und Gesundheitsversorgung halten nicht Schritt. Die Folge ist die Bildung von Elendsvierteln (Favelas, Barrios Populares, Villas) mit einer hohen Bevölkerungsdichte, prekären Häusern und wenig Schutz.

Trotzdem sind Städte attraktiv. Ob die Tendenz der Verstädterung anhält, kann man schwer sagen, denn manche Gründe sprechen in den Folgen der Corona-Pandemie dafür, andere dagegen.

Die Ausgrenzung Armer, Minderheiten und Benachteiligter teilt die Gesellschaft, die Schere zwischen Arm und Reich wird größer. Papst Franziskus spricht von den „neuen Armen“ an den Rändern der Städte. Wie reagiert Adveniat auf diese Kluft zwischen Arm und Reich?

Die Armut an den Rändern der Stadt hat viele Gesichter. Sie blickt uns in gewaltsam Vertriebenen, in Menschen mit Behinderung und in Kranken an, in denen, die keinen Zugang zu Bildung haben oder aufgrund ihrer Hautfarbe von gesellschaftlicher Mitwirkung ausgeschlossen sind. Es sind Menschen, die im informellen Sektor ohne Absicherung ihr Auskommen erwirtschaften, und solche, die von Gewaltakteuren bedroht sind. Häufig sind es dunkelhäutige junge Männer, Indigene oder alleinerziehende Frauen. Adveniat's Aufgabe ist es, die Menschen in Armut zu stärken. Zusammenhalt ist das probate Mittel dafür, wofür wiederum die katholische Kirche viele Räume und Gelegenheiten bietet. Stärkung heißt aber auch, in Notlagen tatkräftig zu helfen, zum Beispiel mit Lebensmitteln und Medikamenten, denn ungesund und hungrig läuft bei niemandem etwas. Menschen stärken bedeutet Bildung: die eigenen Fähigkeiten entdecken und ausbauen. Stärken heißt auch, mitzuhelfen, dass die Stimmen der Menschen in Armut vernommen werden: in der Kommunalpolitik, bei Medien und sofern nötig auch anwaltlich.



Die Hoffnungen, die Menschen in das Leben in der Stadt setzen, erfüllen sich oft nicht. Die meisten Menschen aus den ärmeren Vierteln arbeiten im informellen Sektor. Wie kann man sich die Lebenssituation dieser Menschen vorstellen?

In einem städtischen Armenviertel zu leben und im informellen Sektor Geld zu verdienen, heißt zunächst früh aufstehen und zu Hause die Vorbereitungen treffen: zum Beispiel Mais für die Brotfladen mahlen oder kochen und dann mit den gesamten Utensilien in einem überfüllten Bus in die Innenstadt fahren. Meist vor Sonnenaufgang. Am Ende des Tages heißt das umgekehrt, spät nach Hause zu kommen. Denn die Fahrt kann Stunden dauern, da preisgünstige Busse viele Umwege und Stationen anfahren. Angekommen gilt es, auf der Straße einen Obststand aufzubauen oder von Haus zu Haus zu ziehen, um Selbstgekochtes feilzubieten. Manchmal wird man von der Polizei vertrieben, weil keine Genehmigung vorliegt, oder von Konkurrenten. Auf das verdiente Geld muss man gut Acht geben und es nah am Körper tragen. Verdienstauffälle entstehen bei Krankheit, Streik des Nahverkehrs oder Starkregen. Wenn alles gut geht, dann trägt ein soziales Netz die Unwägbarkeiten: auf die Kinder aufpassen, einen Ämtergang miterledigen, bei Krankheit etwas zu essen vorbeibringen.

Die Quintessenz: Für viele Menschen in den Städten, vor allem für diejenigen, die im informellen Sektor ihr Geld verdienen, ist das Leben auf Stoß genäht.

Aus der Armut erwachsen Unsicherheit und Gewalt. Was kann die Kirche, die von Adveniat in ihrer Arbeit unterstützt wird, gegen die Gewalt in den Städten tun? Gute soziale Netzwerk sind ein Heilmittel gegen Gewalt. Deswegen unterstützt Adveniat zum Beispiel in San Salvador, einer der gewalttätigsten Städte der Erde, Pfarrgemeinden als Treffpunkte und Netzwerke zwischen Jugendlichen, Schulen, Familien, Polizei, Gewerbetreibenden und manchmal auch mit den bewaffneten Akteuren. Der Raum, in dem Konflikte ohne Gewalt ausgetragen werden, muss mühsam gewonnen werden. Die Kirche leistet – unterstützt durch Adveniat – auch rechtliche und friedenspädagogische Bildungsarbeit. Kluge und gut fundierte Öffentlichkeitsarbeit sorgt auch dafür, Gewaltakteure zu benennen und in ihrem Handeln einzuschränken.

Abbildung Seite 85:

Armensiedlung im Herzen von Buenos Aires, Argentinien: In „Villa 31 de Retiro“ versuchen drei Ordensfrauen mit zahlreichen Angeboten und Aktivitäten, vor allem Jugendliche zu stärken. Dies ist auch notwendig, weil das staatliche Bildungssystem große Mängel aufweist.

Rund acht Millionen Euro hat Adveniat im ersten Corona-Jahr für mehr als 400 Projekte seiner Partnerinnen und Partner zur Bekämpfung der Corona-Pandemie und deren Folgen zur Verfügung gestellt. Was ist damit in den Städten Lateinamerikas passiert? Haben die Städte nicht genug Möglichkeiten, den Notleidenden zu helfen?

Leider hat die Pandemie die Wirtschaften ganzer Länder nachhaltig erschüttert und die sowieso schon schwachen politischen Strukturen sowie die Gesundheitsversorgung und die Sicherheitslage empfindlich getroffen. Adveniat hat dazu beigetragen, dass Menschen das Nötigste haben: Lebensmittel, Medikamente, Masken, Desinfektionsmittel, Tests, Sauerstoff. Ein Tropfen auf dem heißen Stein zwar, aber eine Unterstützung an die Partner vor Ort, die sich großer individueller Not gegenübersehen. Auch Aufklärung tut Not, denn viele Menschen kannten Risiken der Pandemie nicht. So stärkte Adveniat den Basisgesundheitsdienst, den Gemeinden und Ordensfrauen leisten.

Die Reportagen in diesem Heft zeigen: Kirche ist in den Städten aktiv, und es sind oftmals die Frauen, die zu Hoffnungsträgern werden.

Gleichzeitig steigt auch die Gewalt gegen Frauen. Gibt es in der Kirche, die ja oft als männlich beschrieben wird, Veränderungsprozesse?

Auch in Lateinamerika und der Karibik stoßen sich engagierte Katholikinnen und Katholiken an den Strukturen, die Frauen wenig Entscheidungsmacht in der Kirche zubilligen. Der Klerikalismus ist auch hier verbreitet und führt dazu, dass von Frauen Unterordnung gefordert wird. Selten geschieht das schroff, häufig charmant. In Lateinamerika gibt es Studien, die belegen, dass sich Frauen schneller von der katholischen Kirche abwenden, als Männer das tun. Gerade bei jungen Menschen ist das der Fall. Gleichwohl bietet die katholische Kirche für viele Frauen einen Ort der Sicherheit und des Persönlichkeitswachstums, an dem sie ihre Würde und Stärken entdecken und entfalten. Wir haben das beispielhaft in einem Basisprojekt in Armenvierteln der kolumbianischen Hauptstadt Bogotá evaluiert. Aus diesen Initiativen entstehen Bewegungen auf verschiedenen Ebenen, die Veränderungen in der Kirche anmahnen und neue Formen leben: unter Theologinnen genauso wie unter indigenen Frauen im Amazonasgebiet. Gleichwohl: Das ist für nicht wenige Amtsträger in der Kirche – gelinde gesagt – sehr ungewohnt.

Papst Franziskus hat die Pastoralarbeit an den Rändern der Städte als „Kirche im Aufbruch“ bezeichnet. Wie kann man sich das vorstellen?

Ich selbst besuchte einmal in Buenos Aires das Stadtviertel Villa Carlos Gardel. Es ist ein Sektor mit vierstöckigen Wohnblocks, in

den vor Jahrzehnten Menschen zwangsumgesiedelt wurden. Aufgrund der sozialen Konflikte eine No-go-Area. Ich besuchte dort eine 90-jährige Ordensfrau und den jungen Pfarrer, der in einer der Wohnungen lebte. Das katholische Siedlungswerk Madre Tierra unterstützte mit Kulturarbeit die Stadtteilentwicklung.

In den darauffolgenden Tagen publizierte die Tageszeitung Clarín eine Fotoreportage über den Besuch von Journalisten im selben Sektor. Die Presseleute wurden von schwer bewaffneten Polizisten begleitet, die mit Helm und Schutzwesten an einen amerikanischen Actionfilm erinnerten.

Das ist Kirche im Aufbruch: Sie findet man unaufgeregt außerhalb weihrauchgeschwängelter Orte.

Die Erste Kirchliche Versammlung Lateinamerikas und der Karibik beschreibt im Arbeitsdokument zur Vorbereitung auf diese synodale Versammlung „eine neue Stadtpastoral, die auf die zunehmenden Herausforderungen der wachsenden Urbanisierung reagieren“ sollte. Was können wir von der Kirche Lateinamerikas und der Karibik im nächsten Jahrzehnt erwarten?

Kirche, wie sie sich zurzeit in den pastoralen Visionen in Lateinamerika zeigt, ist vielfältig und entwickelt je nach Ort eine eigene Gestalt. Denn jeder Ort hat seine Spezifika und die geben dem Evangelium einen eigenen Resonanzraum: sei es im Amazonasgebiet oder in den Anden, in der Wüste oder auf einer Insel. Orte prägen Kirche auch in ihren Diensten und Liturgien. Das Zweite Vatikanische Konzil betonte die Zeichen der Zeit. Der gegenwärtige Prozess der lateinamerikanischen Kirche übernimmt das und ergänzt die Zeit durch die Bedeutung des Ortes. Was diese neue Vielfalt alles zu Tage fördert und wie trotzdem Verständigung und Einheit gelebt werden können, dürfte in den nächsten Jahren in Lateinamerika sichtbar werden.

Abbildung Seite 87:

Der Favela-Komplex Brasilandia liegt in der Nord-Zone von São Paulo vor den Hochhäusern des Stadtzentrums der brasilianischen Megalopolis.



Lesehinweise zum Thema

Virginia Azcuy (Hg.): *Teología urbana. Prácticas de espiritualidad popular*. Buenos Aires 2018.

Jürgen Bähr, Günter Mertins: *Die lateinamerikanische Großstadt*. Darmstadt 1995.

Axel Borsdorf, Jürgen Bähr, Michael Janoschka: *Die Dynamik stadtstrukturellen Wandels in Lateinamerika im Modell der lateinamerikanischen Stadt*. In: Geogr. Helv., 57/2002, S. 300–310.

Martina Bär: *Urbane Logik und Theo-Logik – Gottesrede in (post-)modernen Stadtgesellschaften*. Freiburg 2020.

Benjamin Bravo, Alfons Vietmeier (Hg.): *Gott wohnt in der Stadt. Dokumente des internationalen Kongresses für Großstadtpastoral in Mexiko 2007*. Münster 2008.

Martin Coy, M. Pöhler: *Gated Communities in Latin American megacities: Case studies in Brazil and Argentina*. In: Urban Analytics and City Science, Vol. 29, Juni 2002, S. 355–370.

Pablo de Marinis: *Überwachen und Ausschließen. Machtinterventionen in brasilianischen Elendsvierteln*. Mettingen 1985.

Dietmar Dirmoser: *Vom Elend der Metropolen*. Hamburg 1990.

Frank Eckardt: *Gentrifizierung als globales Phänomen*. Wiesbaden 2018.

Margit Eckholt: *Urbanisierung und Evangelisierung*. In: Klara Csiszar, Martin Hochholzer (Hg.): *Mission 21: Das Evangelium in neuen Räumen erschließen (= Weltkirche und Mission 8)*. Regensburg 2017.

Roland Gröbli: *Überleben im Großstadtdschungel, Annäherung an die urbane Überlebenskultur*. Frankfurt am Main 2001.

Carl-Philipp Herfurth, Sebastian Meier: *Stadtentwicklung von Tegucigalpa – Herausforderungen aus der rasanten Urbanisierung*. In: Lech Suwala, Elmar Kulke (Hg.): *Zentralamerika. Arbeitsberichte des Geographischen Instituts der Humboldt-Universität Berlin*, 195/2018, S. 123–139.

D. Hiernaux: *Die historischen Stadtzentren Lateinamerikas. Auf dem Weg zu einer kreolischen Gentrifizierung?* In: Anne Huffschmid, Kathrin Wildner: (Hg.): *Stadtforschung aus Lateinamerika. Neue urbane Szenarien*. Bielefeld 2013, S. 377–395.

Anne Huffschmid: *Scratching Space: Memoryscapes, violence und everyday life in Mexiko City and Buenos Aires*. In: Bianca Freire-Medeiros (Hg.): *Urban Latin America*. London 2018, S. 231–250.

Michael Janoschka: *Gentrificación, desplazamiento, desposesión: procesos urbanos claves en América Latina*. In: INVI, 31/2016, No. 88, S. 27–71.

Olaf Kaltmeier: *Refeudalisierung und Rechtsruck. Soziale Ungleichheit und politische Kultur in Lateinamerika*. Bielefeld 2020.

Hugo Pereira: *Urbanismo excluyente versus resistencia en el espacio popular construido en Asunción*. In: Quid 16, Revista del area de estudios urbanos, 9/2018, S. 91–120.

Brigitte Saviano: *Pastoral Urbana: Herausforderungen für eine Großstadtpastoral in Metropolen und Megastädten Lateinamerikas*. Münster 2006.

Stefan Silber: *Auf die Straße mit der Kirche! Evangelisierung und pastorale Umkehr in lateinamerikanischen Großstädten*. In: *Lebendige Seelsorge*, 68/2017, S. 376–381.

Monika Streule u. a.: *Popular urbanization: Conceptualizing urbanization Processes beyond informality*. In: *ijurr – International journal of urban and regional research*, Vol. 44, Juli 2020, S. 652–672.

Frank Zirkl, Tobias Töpfer, Simone Sandholz, Martin Coy: *Von Leuchttürmen und Hinterhöfen. Brasilianische Metropolen zwischen Konsolidierung und neuen Herausforderungen*. *Geographische Rundschau*, 4/2017, S. 16–21.

Impressum

Herausgeber: Bischöfliche Aktion Adveniat e.V.

Bereich Inland

Leiter: Christian Frevel, Markus Krings

Fotos:

Peter Deselaers: S. 77

Jürgen Escher: Titel, S. 5, S. 9, S. 27, S. 31, S. 47, S. 61, S. 85

Matthias Hoch: S. 74

Florian Kopp: S. 10–19, S. 87

Hans-Maximo Musielik: S. 32–39, S. 41, S. 69, S. 71, S. 78–82

Achim Pohl: S. 3, S. 55

Oliver Schmiege: S. 48–53, S. 62–66

Martin Steffen: S. 21

Redaktion: Christian Frevel

Fotoredaktion: Jürgen Escher

Lektorat: Christina Jacobs

Layout, DTP: Jürgen Escher, Herford

Druck: Bonifatius GmbH, Paderborn

Anschrift der Redaktion:

Gildehofstraße 2, D-45127 Essen

Telefon: 0201/1756-0

Telefax: 0201/1756-111

E-Mail: info@adveniat.de

www.adveniat.de

Spenden für Adveniat:

per Überweisung

IBAN: DE03 3606 0295 0000 0173 45

BIC: GENODED1BBE

oder online: www.adveniat.de/spenden

ISBN: 978-3-9816913-8-2

Bestellnummer: KH 43

© Adveniat 2021

Die Autoren

Dr. Virginia Raquel Azcuy ist Professorin für spirituelle Theologie an der Katholischen Universität Argentiniens (UCA) in Buenos Aires.

Christian Frevel leitet den Bereich Inland bei Adveniat.

Anne Herrberg berichtet als freie Korrespondentin für Fernsehen, Hörfunk und Presse aus Südamerika. Sie lebt in Buenos Aires.

Dr. Olaf Kaltmeier ist Professor für iberoamerikanische Geschichte an der Universität Bielefeld.

Florian Kopp lebt in Rio de Janeiro, Brasilien. Seit 2005 arbeitet er als freier Fotograf für Zeitungen, Zeitschriften und Hilfswerke.

Philipp Lichterbeck wohnt in Rio de Janeiro und arbeitet als freier Journalist und Reporter.

Hans-Maximo Musielik, deutsch-spanischer Dokumentarfotograf, lebt und arbeitet seit mehr als 15 Jahren in Mexiko.

Msgr. Luiz Antônio Pereira Lopes ist Leiter der Favela-Pastoral der Erzdiözese São Sebastião in Rio de Janeiro, Brasilien.

Maria Guadalupe Rivera Garay ist Doktorandin an der Universität Bielefeld. Sie forscht und lehrt zu den Themen Migration und Gender.

Oliver Schmiege lebt und arbeitet seit mehr als 20 Jahren als Video- und Fotojournalist in Kolumbien.

Sandra Weiss lebt in Puebla, Mexiko, und arbeitet als Korrespondentin aus Lateinamerika für verschiedene Zeitungen, Zeitschriften und Hilfswerke.

Dr. Frank Zirkl ist wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Arbeitsgruppe Humangeographie der Katholischen Universität Eichstätt. Er promovierte über nachhaltige Stadtentwicklung in Brasilien.

KONTINENT DER HOFFNUNG

ÜberLeben in der Stadt Urbanisierung in Lateinamerika

Das Wachstum der Städte in Lateinamerika hält an. Vier von fünf Menschen in Lateinamerika und der Karibik leben inzwischen in Städten. Ein Grund dafür ist der anhaltende Migrationsstrom aufgrund von Gewalt sowie Klimaveränderung und -katastrophen. Wie kann das Zusammenleben in den Megastädten gelingen?

Die Armen siedeln sich am Rand der Städte an, während sich die Wohlhabenden hinter Mauern in abgegrenzte, gesicherte Wohnviertel zurückziehen. Die Ausgrenzung Armer, Minderheiten und Benachteiligter teilt die Gesellschaft; die Schere zwischen Arm und Reich wird größer. Papst Franziskus spricht von den „neuen Armen“ an den Rändern der Städte. Adveniat engagiert sich zusammen mit seinen Projektpartnern dafür, dass „ÜberLeben in der Stadt“ für arme Familien, Jugendliche, Kranke, alte Menschen, Migranten und vor allem auch für die vielen Indigenen in den Metropolen möglich wird.

Doch für Hunderttausende Menschen erfüllen sich die Hoffnungen, die sie in das Leben in der Stadt setzen, nicht. Ihr Leben im informellen Sektor ist geprägt von fehlenden Sicherheiten: Verträge, Sozialversicherung, Gesundheitsversorgung gibt es nicht. Wer arm ist, kann für seine Kinder keine gute Ausbildung bezahlen: Armut vererbt sich.

Die Reportagen und Sachtexte in diesem Band aus der Reihe „Kontinent der Hoffnung“ verdeutlichen die Probleme und Herausforderungen im urbanisierten Lebensumfeld von heute. Zugleich beschreiben sie, wie Gemeinden versuchen, die Spirale der Armut zu durchbrechen: durch eine ganzheitliche Pastoral, Bildungsprojekte insbesondere auch für Frauen und Kinder, Menschenrechtsarbeit und den Einsatz für faire Arbeitsbedingungen.